



Manuskripte 4

FREUNDGESSELLSCHAFT

des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar e.V.

Freundesgesellschaft
des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar e.V.

Manuskripte 4

Gedruckt mit Unterstützung der Sparkasse Mittelthüringen



© Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar e.V. 2011
Redaktion: Eva Beck, Dr. Ulrike Bischof, Dr. Edith Nahler
Abbildungen: Klassik Stiftung Weimar, Dr. Manfred Koltes
Gestaltung: Andreas Schirmer
Druck: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar
ISBN 978-3-9814371-0-2

Umschlagabbildung
Franz Liszt (1811–1886)
»Chor der Kreuzritter« aus »Die Legende der heiligen Elisabeth«
Goethe- und Schiller-Archiv NZ 7/06

Inhalt

I Das Goethe- und Schiller-Archiv und seine Freunde 2010

Ulrike Bischof / Edith Nahler	
Die Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs	5
Beginn der Erweiterung und Sanierung des Archivgebäudes	7

II Liszt-Jubiläum 2011

Evelyn Liepsch	
Der Nachlass Franz Liszts im Goethe- und Schiller-Archiv und einiges aus seinen Neuzugängen	17

Nicolas Dufetel	
Liszt erwirbt ein Bild von Ingres aus dem Nachlass Alexander von Humboldts. Zur Erläuterung des Manuskripts GSA 59/136,1 Nr. 2	25

Mária Eckhardt	
Erinnerungen einer langjährigen Benutzerin des Goethe- und Schiller-Archivs	38

III Erwerbungen der Freundesgesellschaft im Jahr 2010

Eva Beck	
Goethes Brief an Angelica Facius vom 9. August 1829	46

IV Aus den Vorträgen

Dirk Sangmeister	
Der federflinke Carl August Böttiger in und über Weimar	51

V Erwerbungen des Goethe- und Schiller-Archivs im Jahr 2010	78
--	-----------

I Das Goethe- und Schiller-Archiv und seine Freunde im Jahr 2010

Ulrike Bischof / Edith Nahler

Die Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs

Die Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar e.V. konstituierte sich im Jahr 2004 mit dem Ziel, diejenigen Literaturfreunde zusammenzuführen, die bereit sind, das Goethe- und Schiller-Archiv zu unterstützen und seine Arbeit zu befördern, insbesondere die kostbaren Archivbestände (mehr als 130 Nachlässe mit etwa fünf Millionen Blättern) zu erhalten und durch gezielte Ankäufe zu ergänzen. Zur Erfüllung dieser Aufgaben haben sich bis zum Jahresende 2010 bereits 125 Interessierte aus verschiedenen europäischen Ländern und den USA zusammengefunden. Unter den im Jahr 2010 neu gewonnenen Mitgliedern befindet sich der Vorstandsvorsitzende der Deutsche Bank AG, Dr. Josef Ackermann.

An Professor Katharina Mommsen (Stanford/Kalifornien) wurde anlässlich ihres 85. Geburtstages im September 2010 in Weimar die Ehrenmitgliedschaft für ihre Verdienste um die Goethe-Forschung und die fortdauernde Zueignung von Handschriften an das Goethe- und Schiller-Archiv verliehen.

Großzügige Spenden unserer Mitglieder und Freunde in den zurückliegenden Jahren ermöglichten es der Freundesgesellschaft, bestandsergänzende Ankäufe auf dem Autographenmarkt vorzunehmen. So konnten in den Jahren 2005 bis 2009 siebzehn Archivalien für eine Summe von über 5200 Euro erworben werden. Im Jahr 2010 gelang der Ankauf von vier Goethe-Briefen im Wert von 23000 Euro (Näheres dazu im Abschnitt III in diesem Heft). Bei den Erwerbungen hat sich die Abstimmung zwischen der Freundesgesellschaft und der Archivleitung gut bewährt, und sie wird dementsprechend fortgesetzt. Im August 2010 wurde zwischen der Klassik Stiftung Weimar und der Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs ein Leihvertrag abgeschlossen, nach dem die von der Freundesgesellschaft erworbenen Handschriften als Dauerleihgabe im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt werden.

Die Mitgliederversammlung im November 2010 hat den seit der Gründung tätigen Vorstand wiedergewählt: Dr. Jürgen Seifert als Vorsitzenden, Eva Beck als Stellvertreterin, Margrit Mendel als Schatzmeisterin sowie Dr. Edith Nahler und Dr. Gerhard Müller. Für das Kuratorium der Freundesgesellschaft konnten als neue Mitglieder der Berliner Kunst- und Literaturwissenschaftler Professor Norbert Miller, der am Institut für Germanistik der Universität Leipzig tätige Professor Dieter Burdorf, sowie Wolfgang Mecklenburg, Geschäftsführer der Autographenhandlung J. A.

Stargardt in Berlin, in Nachfolge seines Vaters Klaus Mecklenburg, gewonnen werden.

Überarbeitet und erweitert wurde der Internetauftritt der Freundesgesellschaft; zu finden sind hier nunmehr auch die bisher erschienenen »Manuskript«-Hefte 1 bis 3 als PDF-Datei.

Die Grundsanierung und Erweiterung des Archivgebäudes und die damit verbundene Schließung des Hauses bis zur Jahresmitte 2012 waren und bleiben für die Tätigkeit der Freundesgesellschaft nicht ohne Folgen. Die Veranstaltungen in der zeitweiligen Heimstatt, dem Vortragsraum des Schiller-Museums, fanden stets zahlreiche Zuhörer, ging es doch abermals um die Mitteilung neuer Forschungsergebnisse, die Wissenschaftler insbesondere durch ihre Arbeiten an den Dokumenten des Archivs aufspüren konnten. Ergänzt wurden die Vorträge wiederum durch verschiedene Buchvorstellungen zu archivbezogenen Themen und die bewährten Führungen durch Sonderausstellungen der Klassik Stiftung und des Stadtmuseums.

Wie schon im Jahr 2009, damals zum Thema »Bürger Schiller«, wurde auch 2010 eine gemeinsame Veranstaltungsreihe mit der Gesellschaft Anna Amalia Bibliothek initiiert. Unter dem Thema »Agenten des Nachruhs« werden Leben und Lebensleistung von Persönlichkeiten, die den Grundstein für den kulturpolitischen Mythos Weimars legten und in die Welt getragen haben, veranschaulicht. Beleuchtet wurden seitens der Freundesgesellschaft die Anfänge des Goethe- und Schiller-Archivs, das Wirken von Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach, von Archivdirektor Willy Flach sowie von Carl August Böttiger, der durch seine mitunter unseriösen Berichte über Weimar Bekanntheit erlangte. Die Reihe wird im Jahr 2011 fortgesetzt.

Die Freundesgesellschaft dankt den Beiträgerinnen und Beiträgern zu diesem Heft:

Evelyn Liepsch, Musikwissenschaftlerin im Goethe- und Schiller-Archiv und Kuratorin der Thüringer Landesausstellung »Franz Liszt – Ein Europäer in Weimar«, die vom 24. Juni bis 31. Oktober 2011 in Weimar gezeigt wird,

Dr. Nicolas Dufetel, Paris/Weimar, Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung am Institut für Musikwissenschaft Weimar-Jena,
Mária Eckhardt, Budapest, Liszt Ferenc Gedenkmuseum und Forschungszentrum,

Dr. Dirk Sangmeister, Nikosia (Zypern), Germanist, Verfasser von Büchern und Aufsätzen zur deutschen Literatur des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts,

Dr. Silke Henke, Abteilungsleiterin Medienbearbeitung und -nutzung im Goethe- und Schiller-Archiv.

Ein besonderer Dank gilt erneut Andreas Schirmer, Leiter des Referats Kommunikation, Öffentlichkeitsarbeit und Marketing der Klassik Stiftung Weimar, für die uneigennützigte Unterstützung unserer Tätigkeit und die Gestaltung des vorliegenden Heftes sowie unseres jährlichen Veranstaltungsfaltblattes.

Beginn der Erweiterung und Sanierung des Archivgebäudes

Nachdem feststand, dass das Archivgebäude für die anstehende Sanierung und Erweiterung vollständig ausgeräumt werden muss, hatte für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses schon lange vor der öffentlichen Wahrnehmung das Planen, Ordnen, Packen und Räumen begonnen. Ernst wurde es am 7. November 2009, als die Handschriften erstmals nach 113 Jahren das Gebäude verlassen mussten. Innerhalb von vier Tagen wurden mit vielen LKW-Transporten mehr als 7500 Archivkästen in die Magazinräume des Thüringischen Hauptstaatsarchivs in der Marstallstraße und in ein weiteres Magazinlager außerhalb Weimars umgezogen. Nach einer kurzen und intensiven Vorbereitungsphase konnte am 1. Dezember im Lesesaal in der Marstallstraße der reguläre Benutzerbetrieb für die zentralen Bestände wieder aufgenommen werden. Die Mikrofilme zu den Handschriften fanden Aufnahme in der Fotothek im Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, wo sie eingesehen werden können und für die sprunghaft angestiegenen Kopienbestellungen zur Verfügung stehen.

Die Mehrheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Abteilungen Editionen sowie Medienbearbeitung und -nutzung bezog im Januar 2010 die im Bankgebäude in der Steubenstraße 15 angemieteten Büros. Dass diese räumliche Aufteilung auf drei verschiedene Standorte für den Arbeitsablauf des Archivs zahlreiche Probleme mit sich bringt, liegt auf der Hand. Mit viel persönlichem Einsatz und Engagement haben alle das erste Jahr in den Ausweichquartieren bewältigt und ihre Arbeitsaufgaben ohne sichtbare Einschränkung für die Außenstehenden weitergeführt.

Das Archivgebäude war zum 31. Dezember 2009 vollständig geräumt, jedoch verzögerte sich der Baubeginn aus verschiedenen Gründen bis zum 17. Mai 2010. Erstes sicht- und spürbares Zeichen war die Sperrung der Zufahrt zur Hans-Wahl-Straße aus Richtung Friedensstraße mit einem Bauzaun, um die Ausfahrt der Baufahrzeuge zu ermöglichen. Im Laufe eines Monats wurden zunächst sämtliche überalterten Heizungs-, Sanitär- und Elektroanlagen demontiert und in unzähligen Containerfuhren abtransportiert. Noch im Juni konnte mit dem Erdaushub vor dem Gebäude für die »Schublade«, wie die Architekten die Grundidee der Erweiterung



Umzug der Handschriften, November 2009



Umzug der Büros, Dezember 2009



Freilegung der Fundamente, Juni 2010



Vorplatz des Archivs nach dem Erdaushub, Juli 2010



Freigelegte Fundamente, Juni 2010



Abriss der Wände im zweiten Obergeschoss, Juni 2010



Vorplatz des Archivs, März 2011



Vorplatz des Archivs, April 2011



Die »Schublade« außen, Oktober 2010



Die »Schublade« innen, Mai 2011



Blick auf das Archiv von der Jenaer Straße, April 2011



Der Vorstand der Freundschaftsgesellschaft auf dem Dach des Archivs, Mai 2011



Grundsteinlegung am 17. September 2010

des Kellergeschosses unter der dem Gebäude vorgelagerten Terrasse nennen (vgl. den Beitrag von Bernd Gildehaus und Lutz Krause im 3. Heft der »Manuskripte«), begonnen werden. Auf der dann gegossenen Betonbodenplatte entstand rasch der neue Baukörper, der zukünftig den Magazinbereich und acht Büroräume aufnehmen wird.

Parallel liefen die vielfältigen Arbeiten im Innern des Gebäudes weiter, z. B. die Tieferlegung des Kellers auf das Niveau der Bodenplatte und der damit verbundene Einbau neuer Stahlträger, der für die Baufreiheit notwendige Abriss zahlreicher Wände im zweiten Obergeschoss und die Errichtung eines neuen Fahrstuhlschachtes. Im Oktober begann der Austausch der Fenster. Bereits abgeschlossen werden konnte die Reinigung der südlichen Fassade. Zur Trockenlegung der Fundamente und zum weiteren Schutz vor Feuchtigkeit wurden um das Gebäude zum Anbringen der Isolierung Gräben ausgehoben. Bereits am Jahresanfang 2011 konnte man vom Ilmradweg aus einen Eindruck vom künftigen Aussehen des um die »Schublade« erweiterten Gebäudes bekommen.

Am 17. September 2010 erfolgte auf der Baustelle die feierliche Grundsteinlegung des neuen Magazingeschosses im Beisein von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Archivs und der Klassik Stiftung, der Bauverantwortlichen, der Architekten und Vertreter der bauausführenden Fir-



Grundsteinlegung am 17. September 2010



Blick auf das Archiv vom Ilmradweg, März 2011

men, Mitgliedern der Freundesgesellschaft und vieler Gäste. Nach Ansprachen des Präsidenten der Klassik Stiftung, Hellmut Seemann, des Thüringer Ministers für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Christoph Matschie, und der Ministerialdirektorin Dr. Ingeborg Berggreen-Merkel vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien wurde von den Genannten gemeinsam mit Archivdirektor Dr. Bernhard Fischer eine Kapsel zur Erinnerung an diesen Tag in die Bodenplatte versenkt. Die Kapsel wurde mit folgenden Gegenständen gefüllt: Den Bezug zum Archiv dokumentieren drei Faksimiles je eines Goethe-Briefes an Schiller, eines Schiller-Briefes an Goethe und eines Goethe-Briefes an Charlotte von Stein. Der aktuelle Zeitbezug wurde festgehalten mit einer Ausgabe der Thüringischen Landeszeitung vom 17. September und einer im Jahr 2010 geprägten 2-Euro-Münze. Und schließlich wurde eine kleine Flasche Rotkäppchen-Sekt mit eingebracht.

II Liszt-Jubiläum 2011

Evelyn Liepsch

Der Liszt-Nachlass im Goethe- und Schiller-Archiv und einiges aus seinen Neuzugängen

»Als nach dem Tode meiner Mutter [...] an mich als Erbin die Aufgabe herantrat, für die Trophäen der glänzenden Laufbahn des Meisters eine Stätte zu suchen, fand ich keine würdigere, als das pietätvolle Weimar, welches die Erinnerung an große Männer eines früheren Jahrhunderts hütete und ehrte. Deshalb übergab ich vertrauensvoll die betreffenden Sammlungen Liszts hohem Freunde und Gönner, Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog Carl Alexander, höchstdessen Dienste Liszt die gehaltvollsten Jahre seines Lebens gewidmet hatte.«¹

So erinnert sich Marie von Hohenlohe-Schillingsfürst (1837–1920), Tochter Carolyne von Sayn-Wittgensteins, der langjährigen Lebensgefährtin Franz Liszts, an das Jahr 1887 und ihre bedeutsame Schenkung an das Haus Sachsen-Weimar-Eisenach. Sie hatte elf Jahre ihrer Kindheit und Jugend gemeinsam mit ihrer Mutter und Franz Liszt in Weimar verbracht. Seit 1859 lebte sie an der Seite des kaiserlichen Obersthofmarschalls Fürst Constantin von Hohenlohe-Schillingsfürst in Wien und widmete sich in großzügiger Weise der Förderung von Kunst und Kultur.

17

Nachdem ihre Mutter, die Liszt testamentarisch als seine Universalerbin bestimmt hatte, schon bald nach dem Tod des Komponisten am 8. März 1887 in Rom verstorben war, ging sein Nachlass in den Besitz ihrer Tochter über. Marie von Hohenlohe-Schillingsfürst übernahm die weitere Nachlassregelung, und nachdem einzelne, von Liszt selbst verfügte Schenkungen an einige Privatpersonen, vor allem aber an das Ungarische Nationalmuseum in Budapest und an das historische Museum in Wien gegangen waren, übergab sie im April 1887 Großherzog Carl Alexander den gesamten in Weimar verbliebenen Nachlass Franz Liszts zur immer währenden Aufbewahrung. Dazu gehörten neben Einrichtungsgegenständen aus Liszts Wohnungen in der Altenburg und der Hofgärtnerei auch bildkünstlerische Nachlassobjekte, Fotos, Münzen und Medaillen sowie andere Preziosen, Diplome, Urkunden, einige Notenmanuskripte und Teile seiner Korrespondenz. Darüber hinaus spendete die Fürstin dem Allgemeinen Deutschen Musikverein 70000 Mark für die Gründung einer Liszt-Stif-

¹ Marie von Hohenlohe-Schillingsfürst an Hippolyt von Vignau, 24. April 1902 (Abschrift). Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, HMA 2225, Bl. 277f.

Liebster Cornelius,

Unterzeichnen Sie schnell die
beigefundene Anmeldung für
"Tänztänzer Versammlung" mit
Ihren schönen guten Namen.
Sie dürfen mir bei dieser Gelegenheit
in Weimar nicht fehlen!

Und noch eine Bitte, liebster
Freund. Besuchen Sie F. Doppel
und sagen Sie ihm daß ich
sehr wünsche Er möchte mit
Ihnen am 4ten August spätestens
eintraffen. Hoffentlich wird Er mir

tung, die der Förderung begabter Komponisten und Virtuosen sowie Auführungszwecken Lisztscher Werke diene.

Bereits am 24. Juni 1887 eröffnete Carl Alexander in den ehemaligen Wohnräumen des Komponisten im Gebäude der Weimarer Hofgärtnerei das erste Liszt-Museum. Hier fand auch der handschriftliche Nachlass des Komponisten seinen ersten Aufbewahrungsort. Später, vor allem in den Jahren 1900, 1903 und 1905 konnten weitere umfangreiche Schenkungen von Liszt-Handschriften und -Dokumenten aus dem Besitz Marie von Hohenlohe-Schillingsfürst in Weimar entgegengenommen werden.

Mit Gründung der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar gelangte der handschriftliche Nachlass im Jahre 1954 in das Goethe- und Schiller-Archiv. Seither behutsam bewahrt und vielfach angereichert, gehört er heute im Verbund mit der Sondersammlung Liszt-Bibliothek der Herzogin Anna Amalia Bibliothek und dem Mobiliar sowie den bildkünstlerischen Objekten, die von der Direktion Museen der Klassik Stiftung betreut werden, zu den umfangreichsten Weimarer Nachlassbeständen. Ein Teil der Hinterlassenschaft, wozu auch die Klaviere und andere Einrichtungsgegenstände gehören, haben ihren Platz in den ehemaligen Wohnräumen Liszts im Gebäude der Hofgärtnerei behalten und können im heutigen Liszt-Museum besichtigt werden. Der umfangreichere Bestand nachgelassener ikonischer Werke und Preziosen wurde unter gattungsspezifischen Gesichtspunkten in die Sammlungen der Museen integriert und ist somit bei den Gemälden, Münzen und Medaillen, in der graphischen Sammlung, bei den Fotos und im kunsthandwerklichen Depot aufbewahrt.

19

Der handschriftliche Nachlass, der in seiner Komplexität und vielschichtigen Zusammensetzung zu den wenigen Komponistennachlässen dieser Art in der ganzen Welt gehört, untergliedert sich in zwei Bestände. Die Datenbank des Goethe- und Schiller-Archivs zählt etwa 18000 Blatt eigenhändige Notenmanuskripte Liszts, Abschriften seiner Sekretäre und Schüler, Stichvorlagen und revidierte Korrekturabzüge (Bestand 60) und 26000 Blatt persönliche Papiere und Dokumente (Bestand 59). Dazu gehören die umfangreiche Briefüberlieferung, verschiedene Notizbücher, Programmzettel, Konzertabrechnungen, Urkunden, Diplome und vielerlei Huldigungsschriften bis hin zu frühem Quellenmaterial der Liszt-Rezeption. Diesem Bestand sind Teilnachlässe von Schülern Liszts, Kustoden des Weimarer Liszt-Museums und Liszt-Biografen angefügt, die insgesamt weitere 21000 Blatt ausmachen.²

² Ausführlicher siehe: Evelyn Liepsch: »Eine Stätte für die Trophäen des Meisters«. Zur Geschichte des Weimarer Liszt-Nachlasses. In: Übertönte Geschichten. Musikkultur in Weimar. Jahrbuch der Klassik Stiftung Weimar. Hrsg. von Hellmut Th. Seemann und Thorsten Valk, Göttingen 2011, S. 287–307.

Im Hinblick auf den 200. Geburtstag des Komponisten am 22. Oktober 2011 kann das Goethe- und Schiller-Archiv auf mehrere interessante Neuerwerbungen verweisen. An erster Stelle sind 22 Briefe der Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein und 11 Briefe ihrer Tochter Marie aus den Jahren 1856 bis 1874 an den Maler Wilhelm von Kaulbach und dessen Frau Josephine in München zu nennen. Die Briefe der gebildeten Schreiberinnen zeugen von der Bewunderung des malerischen Werkes Kaulbachs, aber ebenso von der begeisterten Anteilnahme an der Entstehung und Rezeption der Kompositionen des Musikers Franz Liszt. Darüber hinaus stellen die Schriftstücke bisher unbekannte Quellen zur Geschichte der Freundschaft und gegenseitigen künstlerischen Inspiration, die beide Künstler miteinander verbunden haben, dar.

Die Mehrzahl dieser Briefe stammt aus den Jahren 1856 bis 1859, der gemeinsam mit Liszt verbrachten Zeit in Weimar. Carolyne und ihre Tochter, die frühzeitig die Begeisterung der Mutter am künstlerischen Geschehen der Zeit teilte, berichten über Höhepunkte und Differenzen im kulturellen Leben der Stadt sowie über Liszts Konzerte und Aufführungen seiner Werke auch anderswo. Die Fürstin bevorzugte, ebenso wie Liszt, die französische Sprache (nachzuvollziehen in dem fast 4000 Briefe zählenden Briefwechsel, den beide zwischen 1847 und 1886 miteinander führten und der im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt wird). Die Briefe an die Kaulbachs jedoch gehören zu den wenigen deutschsprachig überlieferten Schreiben, die wir von der Fürstin kennen. Sie sind vielfach fehlerhaft und ungenau formuliert. Einmal mehr jedoch machen sie deutlich, mit welchem tiefem Wissen und Engagement die Schriftstellerin und Lebensgefährtin den Schaffensprozess des Komponisten begleitet hat.

| 21

Ein Beispiel sei hier angeführt. Carolyne von Sayn-Wittgenstein berichtet Kaulbach am 10. Dezember [1855] aus Weimar über Liszts Aufenthalt in Berlin: »Ihre Hunnenschlacht hat Liszt in Berlin aufgesucht, und wird seine Symphonie im Verlauf eines Jahres endigen, wozu die Reisen, die ihm bevorstehen, werden ihn nicht hindern. Er setzt seinen Stolz drauf, etwas dem Vorwurf ebenbürtiges Ihnen vorzulegen, ein Werk das auch sein Recht auf die Nachwelt gelten machen kann. Er ist jetzt in Berlin wo sein Konzert ein glänzender Erfolg gehabt hat. Berlin hat ihn aufgenommen wie eine kunstsinnige deutsche Stadt, ein redlich und unaufhörlich für das Gedeihen der deutschen Kunst strebender Künstler.« Sie beschreibt die opulenten Vorbereitungen des Konzertes am 6. Dezember 1855, in welchem Liszt ausschließliche eigene Werke dirigierte: »Les Préludes«, »Ave Maria« für gemischten Chor und Orchester, das Es-Dur-Klavierkonzert mit Hans von Bülow als Solisten, »Tasso. Lamento et Trionfo« und die Uraufführung seines »13. Psalms«. Dieses Ereignis sollte bekanntlich nicht wenige böse Pressestimmen nach sich ziehen. Liszt war sich der Gefahr

bewusst. Mit Bezug auf seine grandiosen pianistischen Erfolge zu Beginn der 40er Jahre in Berlin soll er dem begeisterten Publikum im überfüllten Saal der Singakademie in einer Dankesrede bekundet haben: »Über dem Künstler steht die Kunst; als herrschender Künstler bin ich aus Berlin ausgezogen, als Diener der Kunst kehre ich zurück. Wer mich verstehen will, der wird mich begreifen.« So zitiert die Fürstin Liszt in ihrem Brief an Kaulbach und schließt seinen Worten an: »Jetzt werden die Zeitungen ihre Schimpfungen und Kreuzzüge gegen die Zukunftsmusik anfangen – aber das gehört zum Spiel.« Reichlich ein Jahr darauf, am 21. Februar 1857, teilt Marie Wittgenstein Frau von Kaulbach mit: »Die Hunnenschlacht wogt und braust schon in gewaltigen Tönen; Liszt hat sie gestern Emil Naumann, dem Komponisten der Zerstörung Jerusalem's vorgespielt.« Schließlich wurde die Symphonische Dichtung »Hunnenschlacht«, nach Kaulbachs gleichnamigem Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin, am 29. Dezember 1857 unter der Leitung Liszts im Weimarer Hoftheater erfolgreich uraufgeführt.

Zu den Neuzugängen des Liszt-Bestandes gehören im Weiteren zwei römische Briefe der Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein vom 12. und 18. Januar 1886 an den mit Liszt befreundeten Kardinal Ludwig Haynald. Sie



Johann Peter Lyser
Aufforderung zum Tanz
Goethe- und Schiller-Archiv NZ 4/10

wurden dankenswerterweise von der Deutschen Liszt-Gesellschaft (Sitz Weimar) finanziert. Neben einem kurzen Brief von Marie d'Agoult, Liszts früherer Lebensgefährtin und Mutter seiner Kinder Blandine, Cosima und Daniel, an einen namentlich nicht genannten Empfänger (wahrscheinlich ein Verleger in Paris) vom 8. Mai 1859 sei auch ein Brief der Schriftstellerin Therese von Bacheracht an die Gräfin d'Agoult vom 16. Oktober 1845 genannt, in welchem deren Trennung von Franz Liszt thematisiert wird.

Vor allem aber ist auch ein Brief des Komponisten selbst an Peter Cornelius vom 12. Juli 1861 aus den Neuzugängen hervorzuheben. Wenige Tage vor den Gründungsfeierlichkeiten des Allgemeinen Deutschen Musikvereins bittet Liszt, Cornelius möge sich rasch noch anmelden und ein fertig gestelltes Stück aus seinem »Cid« nach Weimar mitbringen (das Terzett aus dem 2. Akt wurde in das Programm der »Aufführung von Musikwerken der Jetztzeit« aufgenommen). Der Komponist dürfe bei dieser Gelegenheit neben Wagner, Bülow, Dräsecke, Damrosch, Tausig und Lassen nicht fehlen, heißt es in Liszts Schreiben aus Weimar.

Ein kleineres neu erworbenes Briefkonvolut enthält das nur teilweise eigenhändig verfasste Schreiben Liszts vom 11. Juli 1886, wenige Wochen



Johann Peter Lyser
Wie Franz Liszt sich in Wien zum Festessen hergeben muss
 Goethe- und Schiller-Archiv NZ 32/09

vor seinem Tod, an seinen Diener Carl Lehmann in Weimar. Der schwer erkrankte Musiker weilte zu Gast bei der befreundeten ungarischen Familie Munkácsy auf Schloss Colpach bei Luxemburg und kündigt seinem Diener die Sendung einer Büste Königin Victorias an. Die englische Königin hatte die von Edgar Böhm gefertigte Büste Franz Liszt während seines Aufenthaltes im April des Jahres in London, wo mehrere seiner Werke mit überaus großem Erfolg aufgeführt wurden, persönlich verehrt. Sie wird heute in den Museen der Klassik Stiftung Weimar aufbewahrt.

Bei einem weiteren Ankauf handelt es sich um ein undatiertes, fünfseitiges eigenhändiges Manuskript des elsässischen Publizisten und Schriftstellers Alexandre Weill, der ab 1837 in zahlreichen französischen Zeitungen publiziert hat. Unter dem Titel »Liszt« bietet der Text eine amüsante scharfzüngige Beschreibung der spektakulären Konzerte des Klaviervirtuosen, wahrscheinlich anfangs der 1840er Jahre in Paris.

Eine Novität besonderer Art stellen seit Beginn des Jahres 2010 zwei Aquarelle aus der ehemaligen Liszt-Sammlung des schweizerischen Musikschriftstellers Robert Bory im Liszt-Bestand des Goethe- und Schiller-Archivs dar. Es handelt sich dabei um die bekannten Karikaturen »Wie Franz Liszt sich in Wien zum Festessen hergeben muss« sowie »Aufforderung zum Tanz« von Johann Peter Lyser. Wahrscheinlich sind die skurrilen Szenarien mit Bezug auf Personen des Wiener Musiklebens in der Zeit der Lisztschen Gastspiele um 1840 in Wien entstanden.

Nicolas Dufetel

Liszt erwirbt ein Bild von Ingres aus dem Nachlass
Alexander von Humboldts.
Zur Erläuterung des Manuskripts GSA 59/136,1 Nr. 2

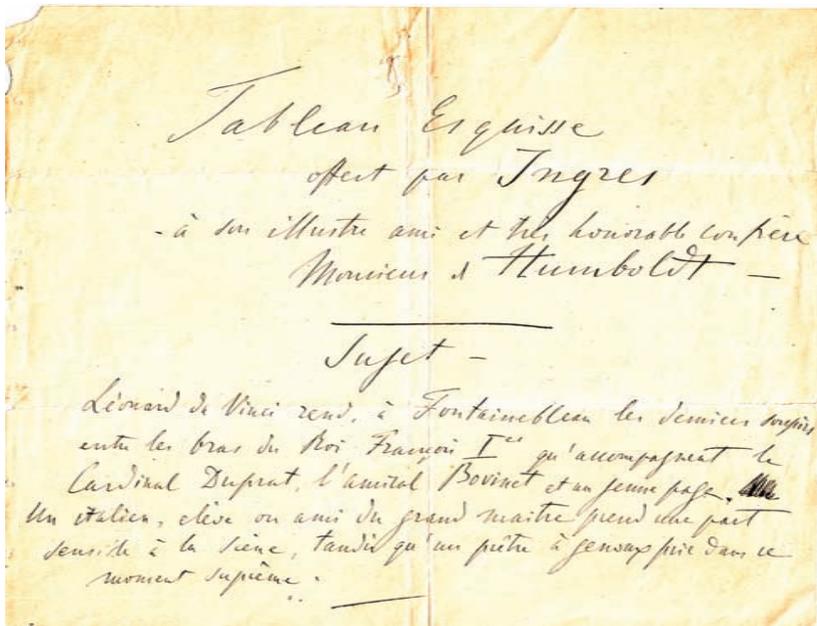
Klára Hamburger gewidmet

Reichtum und Überraschungen
der »Verschiedenen« und »Vermischten« Papiere

Unter den zahlreichen noch nicht veröffentlichten Dokumenten der zwei Liszt-Bestände des Goethe- und Schiller-Archivs (59 und 60) befinden sich mehrere, aus deren Titel oder Beschreibung in den Findbüchern oder Datenbanken man nicht im Entferntesten erkennen kann, worum es sich handelt. Die Signatur GSA 60/Z 27 zum Beispiel trägt den allgemeinen Titel »Beispiele harmonisierter Skalen aus Werken Liszts«. Die detaillierte Untersuchung der zwei Manuskripte, die unter dieser Signatur zusammengefasst sind, gestattet dennoch eine sehr genaue Analyse und birgt interessante Überraschungen, da sie neue Erkenntnisse über die Ästhetik und die Harmonielehre Liszts offen legt, die ich 2008 dank eines Stipendiums der Klassik Stiftung Weimar untersuchen konnte.¹

Der Gegenstand des vorliegenden Beitrages ist eines dieser Manuskripte, das in einer Sammlung von diversen Dokumenten unter der Signatur GSA 59/136,1 Nr. 2 mit dem Titel »Vermischte Geschäftspapiere. Notizen, Unterschriften, Quittungen« aufbewahrt wird (siehe Abbildung). Es geht in diesem kleinen Beitrag zur Publikation der Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs um dieses isolierte elfenbeinfarbene Blatt (27 x 21 cm), worauf Liszt mit Tinte einen Text auf Französisch geschrieben hat. Das Blatt war ursprünglich dreimal gefaltet, so dass es auf die Größe eines Rechtecks mit den Maßen 14 x 8 cm reduziert wurde, was vermuten lässt, dass es in einen Umschlag gesteckt und eventuell verschickt werden konnte. Die wenigen Zeilen, die Liszt notiert hat, sind die Beschreibung eines Gemäldes des französischen Malers Jean Auguste Dominique Ingres (1780-1867), das der Komponist im September 1860 gekauft hat, nachdem es vorher Alexander von Humboldt (1769-1859) gehört hatte. Sie lauten in deutscher Übersetzung:

¹ Vgl. Nicolas Dufetel: *Palingénésie, régénération et extase dans la musique religieuse de Franz Liszt*. 2 Bde. Diss. Université François-Rabelais. Tours 2008. Derselbe: *La musique religieuse de Liszt à l'épreuve de la palingénésie de Ballanche: réforme ou régénération?* In: *Revue de musicologie* 95/2 (2009), S. 359 bis 398. – Für die Hilfe bei der deutschen Fassung und der Durchsicht des Manuskripts dieses Artikels bedanke ich mich bei Corinna Kreher und Ariane Ludwig.



Notiz von Franz Liszt
Goethe- und Schiller-Archiv 59/136,1 Nr. 2

»Gemälde-Entwurf – von Ingres seinem berühmten Freund und sehr ehrenwerten Kollegen, Herrn von Humboldt, geschenkt. – Motiv – Leonardo da Vinci haucht in Fontainebleau in den Armen des Königs François I., den der Kardinal Duprat, der Admiral Bovinet und ein junger Page begleiten, die letzten Seufzer aus. Ein Italiener, Schüler oder Freund des großen Meisters, nimmt gefühlvollen Anteil an der Szene, während ein kniender Priester in diesem erhabenen Augenblick betet.«

Bei dem Manuskript liegt ein von einem Archivar hinzugefügter Hinweis, der sich auf die Auktion von Humboldts Nachlass bezieht.

Die folgenden Ausführungen haben somit einerseits die Absicht, das Interesse Liszts für die Schönen Künste zu dokumentieren und andererseits die Geschichte vom Kauf des Kunstwerkes nachzuzeichnen und zugleich die »Konstellation« (um einen nahezu Humboldtschen Begriff zu benutzen) und die Verbindung zwischen den drei beteiligten Personen Liszt, Ingres und Humboldt nachzuvollziehen.

Liszt und Ingres

Die Beziehung zwischen Liszt und Ingres geht auf das Jahr 1839 zurück. Von Februar bis Juni 1839 weilte der Komponist in Rom, wo er den Maler, der Direktor der Académie de France (Villa Médicis) und obendrein ein guter Violinist war, regelmäßig besuchte. Die zwei Künstler spielten sogar ein Duo, und der Maler führte Liszt außerdem durch die Galerien des Vatikans. Als Hector Berlioz im Januar 1839 erfuhr, dass Liszt sich bald nach Rom begeben wolle, schrieb er ihm, um ihn an seinen Gefühlen für den Künstler Ingres teilhaben zu lassen:

»Nun bist Du also in Rom! Ingres wird Dir einen stolzen Empfang bereiten, besonders wenn Du ihm unser Adagio in *c-Moll* spielst, von Beethoven, und die Sonate in *as-Moll* von Weber. Ich bewundere die leidenschaftliche Verehrung dieses großen Malers für die Musik sehr, und Du wirst ihm von ganzem Herzen verzeihen, dass er mich ablehnt, wenn Du daran denkst, dass er Gluck und Beethoven liebt.«²

Im März 1839 schrieb Liszt an den Violinisten Lambert Massart, dass er »Herrn Ingres ziemlich oft« sehe, »der [ihm] gegenüber sehr wohlwollend« sei. »Wir machen von Zeit zu Zeit zusammen Musik«, schrieb er weiter. »Wissen Sie, dass er sehr hübsch Violine spielt? Wir haben die Absicht, den ganzen Mozart und den ganzen Beethoven durchzugehen.«³ Man weiß, dass Ludwig Landsberg (1805–1858), Organisator von Konzerten in Rom, ihnen einige Partituren seiner äußerst umfangreichen musikalischen Bibliothek geliehen hat, insbesondere die Sonaten von Bach, die Liszt mit dem Maler »versuchen« wollte.⁴

Im 14. Brief der *Lettres d'un bachelier ès-musique*, der am 24. Oktober 1839 in der *Revue et Gazette musicale de Paris* veröffentlicht wurde, beschreibt Liszt »A. M. Hector Berlioz« seine Treffen mit Ingres:

»Ein Umstand, den ich zu den glücklichsten meines Lebens zähle, trug nicht wenig dazu bei, in mir den intimen Sinn für diese Dinge sowie mein heißes Verlangen nach tieferem Begreifen und Verstehen der Kunst zu

2 Berlioz an Liszt, 22. Januar 1839 (frz.). In: Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Hrsg. von La Mara. 3 Bde. Leipzig 1895–1904. Bd. 3, S. 7–10. (Alle Übersetzungen aus dem Französischen in diesem Beitrag von N.D.)

3 Brief vom 1. März 1839 (frz.). In: Jacques Vier: Franz Liszt. L'artiste – Le clerc. Documents inédits. Paris 1950, S. 51.

4 Billet Liszts an Landsberg, o. D. [Rom, 1839]. Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Musik Abteilung, Mus. Ep. F. Liszt 66. Vgl. Nicolas Dufetel: »Italia und Germania«. Les séjours italiens de Liszt (1837–1839 et 1861–1886)«. In: Études germaniques 63 (2008) 3, S. 449–471. Derselbe: Liszt e Roma: bilancio e prospettive di ricerca. In: Musikstadt Rom. Geschichte-Forschung-Perspektiven. Hrsg. von Markus Engelhardt. Kassel 2011 (Analecta musicologica 45), S. 455–480. Bianca Maria Antolini: Un musicista tedesco nella Roma dell'Ottocento: Ludwig Landsberg. In: »Vanitatis fuga, aeternitatis amor«. Wolfgang Witzemann zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Sabine Ehrmann-Herfort und Markus Engelhardt. Laaber 2005 (Analecta musicologica 36), S. 465–487.

stärken. Ein Mann, dessen Genie, unterstützt von ausgezeichnetem Geschmack und männlichem Enthusiasmus, die schönsten Werke der modernen Malerei hervorgebracht hat, Herr Ingres, empfing mich in Rom mit einer Herzlichkeit, deren Erinnerung mich noch mit Stolz erfüllt. [...] Dieser große Künstler, dem die Antike kein Geheimnis bietet und den Apelles seinen Bruder genannt hätte, ist ein ebenso ausgezeichnete Musiker wie unvergleichlicher Maler. Mozart, Haydn und Beethoven sprechen zu ihm in derselben Sprache wie Phidias und Raffael. Er erfaßt das Schöne, wo immer er es antrifft, und seine leidenschaftliche Verehrung scheint den Genius, dem er sie widmet, noch zu vergrößern. An einem Tage, den ich nie vergessen werde, besuchten wir gemeinsam die Säle des Vatikans [...]. Er sprach im Gehen; und wir lauschten ihm wie wißbegierige Schüler. Seine flammenden Worte verliehen all diesen Meisterwerken neues Leben, und seine Beredsamkeit versetzte uns in vergangene Jahrhunderte [...]. Ein wahrhaft poetisches Mysterium vollzog sich: Der Geist der Moderne beschwor den Geist der Antike.«⁵

Während dieses Aufenthaltes hat Ingres ein Bleistiftportrait des Musikers angefertigt.⁶ Aber später unterhielten die zwei Künstler keine besondere Beziehung mehr. Von 1839 an führte Liszt ein Leben als Virtuose, das ihn durch ganz Europa geleitete; seine Verbindungen mit Paris, die ihm offensichtlich sehr wichtig waren, lösten sich allmählich nach dem 1844 erfolgten Bruch mit Marie d'Agoult (1805–1876). Ingres, der Liszt möglicherweise im Salon von Armand Bertin in Paris 1842 wiederbegegnet war,⁷ blieb übrigens mit letzterer in Kontakt: Er fertigte 1849 ein Portrait der Gräfin d'Agoult mit ihrer Tochter Claire an,⁸ und beide verkehrten schriftlich bis in die Mitte der 1860er Jahre.⁹ Liszt ermutigte 1855 seine neue Begleiterin, die Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein (1819–1887), ihren Aufenthalt in Paris zu nutzen, um Berühmtheiten aus der Literatur- und Kunstszene kennen zu lernen, die er selbst in seiner Jugend regelmäßig getroffen habe (George Sand, Eugène Delacroix, den Bildhauer David d'Angers und natürlich Ingres).

Liszt und Alexander von Humboldt

Wie Ingres gehörte auch A. v. Humboldt nicht zu den engen Vertrauten Liszts; ihre Beziehung geht ebenfalls auf die Jahre der Konzertreisen Liszts

5 Franz Liszt: Sämtliche Schriften. Bd. 1. Hrsg. von Rainer Kleinertz, kommentiert unter Mitarbeit von Serge Gut. Wiesbaden, Leipzig, Paris 2000, S. 307.

6 Vgl. Hans Naef: Die Bildniszeichnungen von J. A. D. Ingres. 5 Bde. Bern 1977–1980. Bd. 3, S. 268–274.

7 Vgl. Alfred Auguste de Cuvillier-Fleury: *Journal et correspondance intimes de Cuvillier-Fleury*. Hrsg. von Ernest Bertin. 2 Bde. Paris 1900–1903. Bd. 2, S. 260–262. Vgl. auch die Analyse von Bruno Moysan. In: Liszt, *virtuose subversif*. Lyon 2010, S. 63–77.

8 Vgl. Hans Naef [wie Anm. 6], S. 391–405.

9 Vgl. ebd.

zurück. Die Bekanntschaft begann wahrscheinlich Ende 1841 während eines Aufenthaltes des Komponisten in Berlin. Genauer gesagt, sie sahen sich zwischen Dezember 1841 und Februar 1842 aus Anlass der triumphalen Berliner Konzertserie Liszts, einem der Höhepunkte seiner Karriere als Virtuose. Liszt kam am 18. Dezember 1841 in der preußischen Hauptstadt an und empfing Humboldt fünf Tage später.¹⁰ Er schrieb an Marie d'Agoult, dass der preußische König Friedrich Wilhelm IV. sein erstes Konzert am 27. Dezember besucht und begeistert applaudiert habe, was die Etikette normalerweise verbietet: Liszt glaubte, dass er dies Humboldt zu verdanken habe.¹¹ Dieser schrieb ihm zeitgleich folgende Einladung:

»Der König wird sehr erfreut sein, Sie, mein Herr, am morgigen Mittwoch um 14:30 Uhr zu empfangen. Ich werde Sie mit meiner Kutsche um 14:15 Uhr in Ihrem Hotel abholen, um Sie zum Schloss zu fahren. Seien Sie bitte so freundlich und schreiben Sie mir zwei Zeilen, damit ich weiß, dass Sie mich erwarten. Tausend Huldigungen der Bewunderung.

Am heutigen Dienstag

A. v. Humboldt«¹²

Mit Humboldts Unterstützung bemühte sich Friedrich Wilhelm IV. um die Einführung einer zivilen Klasse für Wissenschaften und Künste des »Ordre pour le mérite«, der schon 1740 gegründet, aber seit 1810 nur für das Militär vorgesehen war. Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) schrieb am 26. Juli 1842 in sein Tagebuch, dass die Auswahl der zukünftigen Ordensträger sehr schwer fallen werde und schildert Liszts Fall: »Liszt war des Königs entschiedene Wahl, und keine Einwendungen fruchteten. Spontini sollte den Orden haben, aber Savigny und Kabinetsrath Müller konnten es ihm ausreden.«¹³ Liszts Verleihungsurkunde in deutscher und französischer Sprache ist in Weimar unter der Signatur GSA 59/126 erhalten.

In den Jahren nach 1842 traf Liszt Humboldt gelegentlich, wenn er sich in Berlin aufhielt, auf jeden Fall aber im November 1855 und im Februar 1859.¹⁴ Der Gelehrte war fast 90 Jahre alt und starb einige Wochen später am 6. Mai 1859. Als die Fürstin Sayn-Wittgenstein 1855 in Berlin war, verpflichtete Liszt sie, ihn, Humboldt, den er den »Papst der Wissenschaft« nannte, zu besuchen. Er lieferte ihr folgende Beschreibung Humboldts in einem fein-ironischen Porträt, das es verdient, zitiert zu werden:

10 Vgl. Adrian Williams: *Portrait of Liszt by himself and his contemporaries*. Oxford 1990, S. 176.

11 Vgl. Franz Liszt – Marie d'Agoult. *Correspondance*. Hrsg. von Serge Gut und Jacqueline Bellas. Paris 2001, S. 870.

12 Humboldt an Liszt, o. D. [28. Dezember 1841] (frz.). In: *Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt* [wie Anm. 2]. Bd. 1, S. 37.

13 In: *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858*. Leipzig 1860, S. 121.

14 Vgl. Adrian Williams [wie Anm. 10], S. 321–322 u. 354.

»Was Humb[oldt] betrifft, so trete ich ihn Dir ab und überlasse ihn Dir voll und ganz. Nur vergiss nicht, dass ihn, der seinen Wohnsitz in *den* unermesslichen Weiten und *den* Unendlichkeiten aufgeschlagen hat, seine gewohnheitsmäßigen Spaziergänge durch die Milchstraße und die Sternennebel niemals sein Gleichgewicht auf dem glatten Parkett der Höfe haben verlieren lassen. Er ist eine Art Papst der Wissenschaft; unfehlbar in der Dogmatik und wunderbar beweglich und anpassungsfähig (er ähnelt gleichzeitig einer Katze und einem Affen) in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen – wenn es Ihnen gelänge, mit ihm gut zurecht *zu kommen*, wäre ich sehr glücklich.«¹⁵

Und Liszt schließt, indem er der Fürstin suggeriert, Humboldt dazu zu bewegen, dass der König von Preußen, auf den er großen Einfluss habe, bei ihm, Liszt, ein Werk für Berlin in Auftrag gebe.

Die posthum veröffentlichte Korrespondenz Humboldts

Nach dem Tod von Humboldt versetzte die Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit Varnhagen von Ense, die um einige persönliche Briefe u. a. an die Herzogin Hélène von Orléans, an Bettina von Arnim, den König Christian VIII. von Dänemark, den König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. oder den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach bereichert waren, die politische Szene Deutschlands aufgrund von indirekten Mitteilungen in Aufregung. Es handelte sich um einen regelrechten Skandalerfolg; das Buch wurde übrigens sofort ins Englische und Französische übersetzt. Man findet darin zum Beispiel einen Brief vom 19. Juni 1857, in dem Humboldt Varnhagen seine Gefühle für Carl Alexander, die Fürstin Sayn-Wittgenstein und für Liszt anvertraut, den er als »ungarischen Ehrenmönch« bezeichnet, weil dieser gerade zum Franziskaner »Confrater« in Pest ernannt worden war:¹⁶ »Von der liberalen Großherzoglichen Macht (liberal nicht in der Lebensprosa des Metallreizes) keine Silbe, weil er wahrscheinlich von uns neue Vorschläge, neue Opfer, erwartet. Nur der ungarische Ehrenmönch und die Fürstin bleiben mir räthselhaft.«¹⁷

Wie viele andere in dieser Korrespondenz erwähnte Persönlichkeiten war Carl Alexander über die Veröffentlichung der Briefe verärgert. Am 1. März 1860 aß er allein mit Liszt in Weimar zu Abend und unterbreitete ihm eine Passage des besagten Buches, die möglicherweise die oben erwähnte war:

15 Liszt an die Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein, o. D. [21. Juli 1855] (frz.). In: Franz Liszt's Briefe. Hrsg. von La Mara. 8 Bde. Leipzig 1893–1905. Bd. 4, S. 321.

16 Vgl. Nicolas Dufetel: Franz Liszt, franciscain »du berceau jusqu'à la tombe«. In: Études franciscaines 11/2 (2009), S. 303–339.

17 Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen [wie Anm. 13], S. 373–374.

»Allein mit Liszt zu Abend gegessen. Ich spreche mit ihm über die Publikation der Briefe von Humboldt und zeige ihm die Hauptpassage, die er absurd findet. Er, Liszt, bestätigt, dass Humboldt mir kaum wohlgesonnen war – ich sage, dass er also doppelzünftig war. L[iszt] war sehr interessant [...]. Er bittet inständig, *sich davon frei zu machen, sich auf sich selbst zu verlassen* und sich *niemals Klagelieder* zu gestatten.«¹⁸

Am nächsten Tag sahen die beiden Männer sich wieder, und Liszt gab das Buch zurück, das ihm der Großherzog geliehen hatte: »Er rät, überhaupt nichts zu unternehmen«, schrieb Carl Alexander,¹⁹ bevor er erneut die Worte seines Kapellmeisters notierte, den er wie einen Berater sah, einen, wie er selbst sagt, »geheimen und intimen Minister«²⁰: »Heutzutage weiß man alles, sagt man alles, sieht man alles [...]. Man muss sich damit abfinden, es ist eine neue Lebensart, und wie eine Zeit kam, da die Rüstungen veraltet waren, so ist es auch mit der alten Diplomatie und ihren Formen.«²¹ Am 18. März sprach Carl Alexander mit Walther von Goethe über die »unangenehme Affäre der Veröffentlichung der Humboldtschen Briefe.«²²

Die Auktion des Kunst-Nachlasses von Humboldt in Berlin im September 1860

Als Humboldt starb, hinterließ er seinen gesamten Besitz seinem treuen Begleiter und Diener Johann Seifert (ca. 1800–1877) – was einige Irritationen nach sich zog. In Berlin wurde vom 17. September 1860 an eine Auktion organisiert, für die ein Katalog zusammengestellt wurde.²³ Wie die folgende Tabelle zeigt, entspricht das Manuskript GSA 59/136,1 Nr. 2 der Notiz des Katalogs.

18 Tagebuch Carl Alexanders, zitiert nach der Handschrift im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar, Großherzogliches Hausarchiv XXVI, 1957, Bl. 96r (frz.).

19 Tagebuch Carl Alexanders [wie Anm. 18], Bl. 96v (frz.).

20 Briefe Carl Alexanders an Liszt, GSA 59/27,12a F, Bl. 41 u. Bl. 90 (frz.). – Zurzeit erarbeite ich, gefördert durch ein Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung (am Institut für Musikwissenschaft Weimar-Jena), eine historisch-kritische Ausgabe des Briefwechsels zwischen Liszt und Carl Alexander.

21 Tagebuch Carl Alexanders [wie Anm. 18], Bl. 96v (frz.).

22 Tagebuch Carl Alexanders [wie Anm. 18], Bl. 99v (frz.).

23 Alexander von Humboldt's Kunst-Nachlass, welcher am 17. September 1860 und den folgd. Tagen, täglich von 9–1 Uhr Vormittags, zu Berlin, in dem Hause Oranienburger Strasse 67 durch den K. gerichtl. und aussergerichtl. Auctions-Commissarius für Bücher und Kunstsachen Th. Müller, gegen sofortige Zahlung in Preuss. Gelde versteigert werden soll. Berlin 1860.

Handschriftliche Notiz von Liszt,
GSA 59/136,1 Nr. 2

Tableau Esquisse
offert par Ingres
à son illustre ami et très honorable confrère
Monsieur de Humboldt –

—
Sujet –

Léonard de Vinci rend, à Fontainebleau les derniers soupirs entre les bras du Roi François I^{er} qu'accompagnent le Cardinal Duprat, l'amiral Bovinet et un jeune page. ~~une~~²⁴ Un italien, élève ou ami du grand maître prend une part sensible à la scène, tandis qu'un prêtre à genoux prie dans ce moment suprême.

Katalog zu Alexander von Humboldt's
Kunst-Nachlass (1860), S. 8 Nr. 157

Ingres. Léonard de Vinci rend à Fontainebleau les dernières [sic] Soupirs entre les bras du Roi François [sic] I. Tableau Esquitte [sic] offert par Ingres à [sic] A. de Humboldt. 18 1/4" h., 17 3/4" br. In reich verziertem Goldrahmen. *Mit einer handschriftl. Beschreibung v. Ingres.*

Die Notiz von Liszt ist umfangreicher als jene im Katalog und übernimmt natürlich die zahlreichen orthographischen Fehler nicht. (Liszt beherrschte die französische Sprache perfekt und bediente sich ihrer mit Vorliebe sowohl mündlich als auch schriftlich.) Nach dem aktuellen Stand der Forschung lässt sich nicht sagen, ob Liszt seinen Text aus einer anderen Quelle übernommen und abgeschrieben hat oder ob es sich um eine Beschreibung handelt, die er selbst verfasst hat, nachdem er persönlich bei Seifert in Berlin das Gemälde angesehen hatte. Die letztgenannte Hypothese erscheint mir wahrscheinlich, da er möglicherweise die Widmung (»seinem berühmten Freund und sehr ehrenwerten Kollegen, Herrn von Humboldt«) sowie die »Beschreibung« direkt von dem Gemälde übernommen hat, denn der Auktionskatalog erwähnt die Beschreibung nur, ohne sie zu zitieren. Denn woher sonst nimmt Liszt die Details und wie kann er die Personen der gemalten Szene identifizieren? Es ist allerdings möglich, dass er eine vollständigere Beschreibung des Gemäldes vor Augen hatte.²⁵ Um diese Vermutungen zu präzisieren, sind jedoch zusätzliche Untersuchungen notwendig.

Ingres hat das Bild »La Mort de Léonard de Vinci« (Der Tod des Leonardo da Vinci) 1818 für den Grafen Pierre Louis de Blacas d'Aulps (1770–1839) gemalt. Das Gemälde, das Liszt gekauft hat, war also nicht das Original – dieses hängt heute im Musée du Petit Palais in Paris²⁶ –, sondern eine vor-

24 Unsichere Lesung.

25 Die einzige Notiz auf der Rückseite des Manuskripts links oben mit Bleistift lautet: »Wochenblatt«. Sie stammt nicht von Liszt und könnte sich auf eine Zeitungsveröffentlichung im Zusammenhang mit der Auktion von Humboldts Nachlass beziehen.

26 Öl auf Leinwand (40 x 50,5 cm). Inv. 1165. Vgl. Georges Vigne: Jean Auguste Dominique Ingres. München 1995, S. 129–130; sowie: Ingres. 1780–1867. Ausstellung Paris, Musée du Louvre. Hrsg. von Vincent Pomarède, Stéphane Guégan, Louis Antoine Prat und Éric Bertin. Paris 2006, S. 217.



Alexander von Humboldt
Stich von A. H. Payne nach Jacobs, um 1850
Goethe- und Schiller-Archiv 40/H 113,89

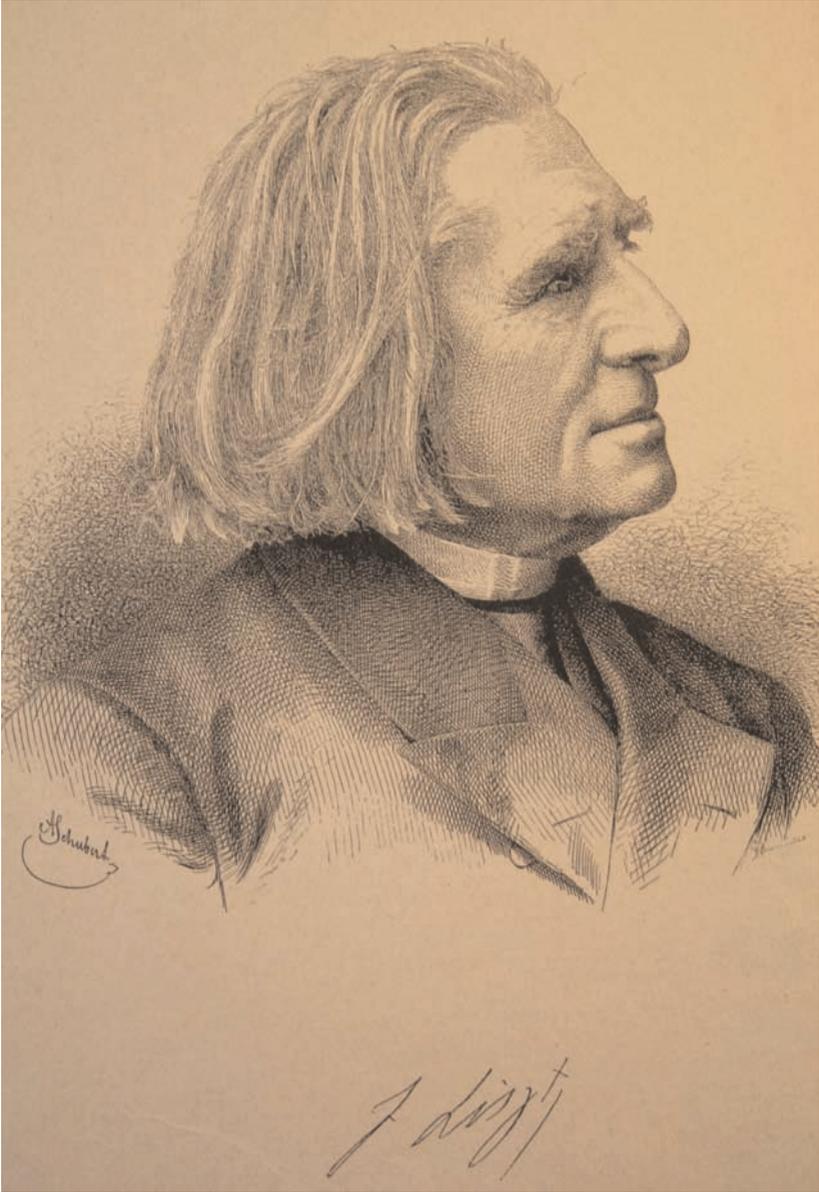
bereitende Studie («Esquisse»), die der Maler Humboldt geschenkt hatte, der in den 1830er Jahren mit ihm in Paris in Kontakt stand. Humboldt hatte seither Ingres' künstlerischen Werdegang wohlwollend verfolgt und ihn 1842 dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. für den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste mit Erfolg vorgeschlagen.

In einem Brief vom 17. Juli 1842 bedankte sich der Künstler für Humboldts Vermittlung²⁷ und vermachte vermutlich aus diesem Anlass seinem »confrère« im Orden Pour le mérite den Gemälde-Entwurf.

Einige Tage vor der Auktion, Ende August 1860, befand sich Liszt in Berlin, und verfolgte sie aus nächster Nähe, wie sein Brief vom 28. August an die Fürstin Sayn-Wittgenstein zeigt; er fasste ins Auge, das Bild auf Umwegen über seine Tochter Cosima zu erwerben:

»Ich verbrachte gerade fünf Tage in Berlin, fast ohne mich aus meinem Zimmer zu bewegen. [...] Am Sonntag sind wir mit den Bülow's zu Herrn Seiffert, dem Jäger von Herrn Humboldt gegangen. Der ›Alte vom Berg‹ hat ihm seine gesamte Habe hinterlassen, die Bibliothek, Sammlungen und Gegenstände, die ihm gehörten. Kaiser Napoleon hat ein Frankreich würdiges Angebot gemacht, um die Bibliothek zu erwerben – 70000 fr. für alle Bücher zusammengenommen und ohne vorherige Prüfung, ob die Werke komplett oder unvollständig sind. Patriotische Skrupel haben Seiffert davon abgehalten, dem zuzustimmen, was ihm in finanzieller Hinsicht einen erheblichen Nachteil einbringen wird. Die preußische Regierung hat sich nicht dafür entschieden, diese Bibliothek zu kaufen, und alle Bücher befinden sich jetzt in Berlin bei einem Buchhändler namens Ascher, der die Werke einzeln verkauft! Die Veröffentlichung der Korrespondenz von Humboldt mit Varnhagen hat, so sagt man, den negativen Entschluß der Regierung bewirkt – sehr betrüblich für die Interessen Seifferts und wenig im Einklang mit der Achtung, die man dem Namen, der Stellung und dem Ruhme Humboldts schuldet. In 14 Tagen, am 17. September, wird die öffentliche Auktion der Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Fotografien und anderen Objekten stattfinden. Ich habe Cosette Auftrag gegeben, das Gemälde von Ingres für Sie zu erwerben, das Ihnen, wie sie mir sagte, gefallen hat – der Tod des Leonardo da Vinci, wenn der Preis annehmbar wäre. Sie vermutet, dass man unter den gegebenen Verhältnissen in Berlin keinen großen Eifer zeigen wird. Wenn nicht einige Ausländer unvermutet dazukommen, ob nun Privatpersonen oder Bevollmächtigte ihrer Regierungen, ist es wahrscheinlich, dass die meisten Objekte unterhalb ihres Wertes verkauft werden. Übrigens bin ich, unter uns gesagt, von der Kärglichkeit des größten Teils der Geschenke, die Humboldt gemacht worden waren, überrascht gewesen – insbesondere von denen des Kaisers Nicolaus, von Herrn Demidoff; einige Stücke Malachit, die weit weniger wert sind als jenes, das Sie besitzen. Die zwei prächtigsten Geschenke der Sammlung stammen von zwei französischen Künstlern – dies sind das Gemälde von Ingres und die riesen-

27 Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Alexander von Humboldt, gr. K. 2, Mp 3, Nr. 110.



Franz Liszt im Alter
Porträt von A. Schubert
Goethe- und Schiller-Archiv 59/221,1

hafte marmorne Humboldt-Büste von David d'Angers. Letztere wird auf ungefähr 2000 Taler geschätzt – aber es ist fraglich, ob man die Hälfte dafür bekommt. Cosette hat unter der Hand von Seiffert das Exemplar meiner Medaille, das ich Humboldt [18]42, mit einer Schachtel aus blauem Samt, geschenkt hatte, zurückgekauft – zum Preis von 5 T[alern]. Diese Medaille, die nicht mehr im Handel ist, wurde in Paris für 48 fr. verkauft.«²⁸

Zusammen mit dem Gemälde von Ingres war die monumentale Büste von David d'Angers tatsächlich das Prachtstück der Humboldtschen Sammlung.

Dank der Korrespondenz Liszts mit der Fürstin lässt sich der weitere Verlauf des Erwerbs verfolgen: Am 20. September schreibt er, dass Cosima («Cosette») ihm gerade telegraphiert und dass sie das Bild zum Preis von 520 Talern erworben habe (»[...] es scheint mir, dass das Bild den Preis wert ist [...]«²⁹, schließt er). Wenige Tage später schickt ihm seine Tochter das Gemälde und Liszt hofft, dass es dem »Geschmacke« und der »Schicklichkeit« der Fürstin entspreche,³⁰ der er es senden will. Er führt darüber hinaus an, dass Kaiser Napoleon die Humboldt-Büste von David d'Angers erworben habe. Am 8. Oktober schreibt er schließlich an die Fürstin: »Schelten Sie mich nicht wegen des Gemäldes von Ingres – ich hoffe, es wird Ihnen Freude bereiten.«³¹ Da es zur Sammlung der Fürstin Sayn-Wittgenstein gehörte, ging es nach ihrem Tode in den Besitz ihrer Tochter, der Fürstin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1837–1920), in ihr Schloss Friedstein in der Steiermark über.³² Die Humboldt-Büste des Bildhauers David d'Angers, von dem auch die Goethe-Büste stammt, die heute im Rokokosaal der Herzogin Anna Amalia Bibliothek steht, wurde offensichtlich nicht vom französischen Staat erworben.

Die Humboldtsche Auktion machte sogar in der Presse im Ausland von sich reden. In *L'Artiste*, einer französischen Kunst-Zeitschrift, konnte man lesen, dass die meisten Objekte aufgrund »der Verstimmung, die die posthumen Enthüllungen beim preußischen Adel ausgelöst haben«,³³ nicht zu dem erwarteten Preis verkauft wurden. Man liest dort weiterhin, dass »das schöne Gemälde, *La Mort de Léonard de Vinci*, ein Geschenk von Herrn Ingres selbst, nur für 515 Taler verkauft wurde. [...] Man weiß, dass Alexander von Humboldt seinen Kammerdiener Seiffert, den treuen Begleiter seines langen Lebens, zum Universalerben eingesetzt hatte.«³⁴

28 Brief vom 28. August 1860 (frz.). In: Franz Liszt's Briefe [wie Anm. 15]. Bd. 5, S. 43–44.

29 Ebd. (frz.), S. 68.

30 Ebd. (24. September 1860, frz.), S. 70.

31 Ebd. (frz.), S. 74.

32 Ebd., S. 68 (Anmerkung von La Mara): »Gegenwärtig im Besitz der Fürstin Marie Hohenlohe im Schloss Friedstein.«

33 *L'Artiste*, nouvelle série. Bd. 10 (1860), S. 262 (frz.).

34 Ebd.

Zum Schluss

Die Einordnung des Manuskripts GSA 59/136,1 Nr. 2 in konkrete historische und persönliche Zusammenhänge gestattet es uns, unsere noch wenig ausgeprägten Kenntnisse über das Verhältnis Liszts zu den Schönen Künsten zu erweitern, besonders in Bezug auf die Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Aquarellen, Zeichnungen und Skulpturen, die er gemeinsam mit der Fürstin Sayn-Wittgenstein zusammen getragen hat und von denen sie wohl in der Altenburg umgeben waren. In seiner Korrespondenz tauchen zwar gelegentlich Erwähnungen von Gemälden und anderen Kunstgegenständen auf, die er entdeckt und bewundert hat, aber andere Quellen, wie unveröffentlichte Briefe oder diverse Dokumente (»Verschiedenes«, in Inventaren und Katalogen), die häufig interessante Überraschungen bringen, können das weite und fesselnde Thema vervollständigen, das für Liszts musikalische Inspiration eine so große Bedeutung hatte und die Geschichte der Musik mit der Geschichte der Kunst zusammenführt.³⁵

³⁵ Eine ästhetische Annäherung an dieses Thema wird man in der neuen Veröffentlichung von Laurence Le Diagon-Jacquín finden können (La musique de Liszt et les arts visuels. Paris 2010).

Mária Eckhardt

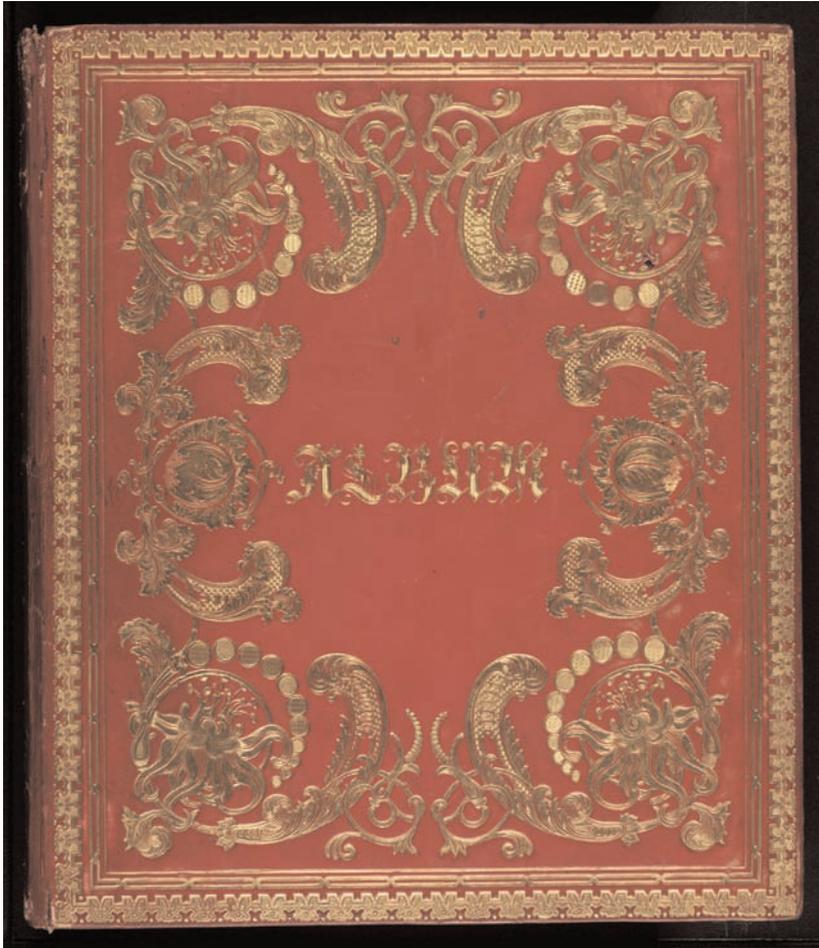
Erinnerungen einer langjährigen Benutzerin
des Goethe- und Schiller-Archivs

Mein erster Besuch in Weimar geht in die Mitte der 1970er Jahre zurück. Aus der Musiksammlung der Ungarischen Nationalbibliothek, wo ich mich während der Rekatologisierung des großen Liszt-Handschriftenmaterials für die Musik und die Person Franz Liszts lebenslänglich verpflichtet hatte, gelangte ich 1973 ins Musikwissenschaftliche Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Ich wurde wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung »Ungarische Musik des 19. Jahrhunderts« unter der Leitung des großen Liszt-Forschers Dezső Legány, und Franz Liszt blieb auch weiterhin im Mittelpunkt meiner Tätigkeit. Durch eine Vereinbarung der Akademie der Künste der DDR und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gab es die Möglichkeit, mit Stipendien in die DDR zu fahren, und so durfte ich 1976 zum ersten Mal eine Forschungsreise nach Weimar unternehmen. Ich wollte vergleichendes Material zu meinem Buch über die Liszt-Musikhandschriften in der Ungarischen Nationalbibliothek Széchényi und zu einem Artikel über Liszts Budapester Briefkonzeptbuch 1877/1878 sammeln, und überhaupt wollte ich Weimar kennen lernen, die Stadt, die in Liszts Leben eine ausgezeichnete Rolle gespielt hatte, und wo der größte Teil seines Nachlasses aufbewahrt wird.

Zu dieser Zeit war schon die neue Liszt-Ausgabe bei Editio Musica Budapest (damals noch in Kooperation mit dem Bärenreiter-Verlag Kassel) seit mehreren Jahren im Gang. Ich habe also meinen älteren Kollegen und väterlichen Freund Imre Sulyok, der von Editio Musica mit der Quellenforschung beauftragt wurde und der darum schon früher einmal in Weimar gearbeitet hatte, vor meiner Reise ausgefragt. Wir »Ausländer«, wenn auch aus einem »brüderlichen Land« kommend, durften ausschließlich im Hotel Elephant wohnen (das Hotelzimmer wurde uns im Rahmen des Stipendiums bezahlt), und außer der Lage und den Forschungsumständen des Goethe- und Schiller-Archivs, hat mir Imre Sulyok auch erklärt, wo ich das Hotel finden kann. Dies erwies sich als sehr nützlich: Mein Flugzeug konnte wegen schlechten Wetters nicht in Leipzig, sondern nur in Berlin landen. Ein Sonderbus brachte uns nach Leipzig, und der Anschluss-Zug kam erst gegen Mitternacht in Weimar an. Stille, Dunkelheit, kein Verkehr, die wahrscheinlich einzige Taxe der Stadt schlief schon seit langem in der Garage – ich bin also mit meinem großen Koffer nach Imre Sulyoks Beschreibung und Stadtplan-Skizze durch das Jakobsviertel zum Markt gezogen und zur großen Verwunderung des Nachtpersonals im Hotel Elephant mitten in der Nacht glücklich angekommen. Am nächsten Tag, nach einem sehr kurzen Nachtschlaf, bin ich den kleinen Hügel

über der Ilm hochgekllettert, habe mich bei der Pforte angemeldet und das Goethe- und Schiller-Archiv betreten. Damals begann mein langes »Liebes-Verhältnis« mit dieser Institution, das auch jetzt – nach 35 Jahren – noch immer so intensiv ist wie in früheren Zeiten.

Die Forschungsbedingungen und die Atmosphäre des Benutzerzimmers haben mich sofort tief beeindruckt. Zuerst die Findbücher, in welchen ich die Handschrift von Peter Raabe, dessen Liszt-Werkverzeichnis ich schon zu Hause regelmäßig benutzt hatte, kennen lernen durfte. Als ich in der



*Album der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein, Umschlag
Goethe- und Schiller-Archiv 60/Z 170*

Liszt-Forschung noch ein Anfänger war, habe ich mich immer geärgert, wenn bei Raabe eine Angabe nicht stimmte, und triumphiert, wenn ich etwas – meistens eine ungarische Angabe – berichtigen konnte. Schnell habe ich aber gelernt, ihn hochzuschätzen, als ich die Kompliziertheit der Liszt-Quellen wahrnahm. In Weimar habe ich aber auch erfahren, dass die eigentliche Pionier-Arbeit schon von einem früheren Archivar, Aloys Obrist, gemacht wurde. Die großen Findbücher der Liszt-Musikhandschriften bzw. der gedruckten Liszt-Musikalien (heute in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek) mit ihren knappen, aber sehr informativen Eintragungen, Konkordanzen und Verweisen haben mich sofort in ihren Bann gezogen. Und wie begeistert war ich beim Studieren des Katalogs der unzählbaren Briefe von und an Liszt, die in den 1950er Jahren von dem Leipziger Musikwissenschaftler Otto Goldhammer und von seinem Weimarer Kollegen Rolf Dempe so gründlich aufgearbeitet wurden. Eine Sisyphe-Arbeit, die man nur bewundern kann.

Mit Begeisterung habe ich mich in die reiche Fundgrube geworfen, zuerst eigentlich nur in die Findbücher, aus welchen ich viele Angaben abgeschrieben habe. Und in den späteren Nachmittagsstunden, als das Goethe- und Schiller-Archiv für die Benutzer schon geschlossen war, habe ich in der Liszt-Sondersammlung im Schloss jene Liszt-Literatur studiert, die bei uns in Ungarn nicht zugänglich war. Ich habe noch immer meine Notizen aus jener Zeit; damals war es noch nicht so leicht, Kopien machen zu lassen, und man hat sehr viel selbst abgeschrieben.

Was mir noch im Archiv sehr gefallen hat, das war das Wissen und die Hilfsbereitschaft der Mitarbeiter, die im Benutzerzimmer Dienst geleistet haben. Mit mehreren von ihnen habe ich mich angefreundet. Mit besonderer Liebe denke ich an Anneliese Clauss zurück, die mich mit ihrer weisen Lebensanschauung und mit ihrem ganz eigenartigen Humor sehr beeindruckte; sie und ihre lustige Kollegin und Freundin Eva Beck waren später öfter meine Gäste in Ungarn.

Bei meinem ersten Weimar-Besuch habe ich die Stadt planmäßig entdeckt. Ich habe natürlich mehrmals das Liszt-Haus am Rand des Ilm-Parks besucht (damals wusste ich noch nicht, dass ich zehn Jahre später ein Liszt-Gedenkmuseum leiten werde), und ich habe auch die anderen Museen und Ausstellungen der »Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar« (so kompliziert hieß damals die Institution, die später zur »Klassik Stiftung Weimar« wurde) kennen gelernt. Nach meiner Heimkehr habe ich dann Thomas Manns »Lotte in Weimar« gelesen – ich habe mich sehr gefreut, dass dieses Buch (von den anderen Werken Manns abweichend) nicht in meiner ersten Jugend in meine Hände gelangt war. Ohne meine Weimarer Erlebnisse hätte ich es gar nicht so genießen können.

Diesem Besuch folgten viele andere. Da die in reichlicher Zahl existierenden DDR-Stipendien bei der Akademie der Wissenschaften nicht so begehrt waren wie die viel selteneren für westliche Länder, durfte ich, so lange ich im Musikwissenschaftlichen Institut arbeitete, praktisch jedes Jahr einige Wochen in Weimar forschen. In meinem ziemlich gehetzten Leben waren diese Wochen die Zeiten der ruhigen, konzentrierten Arbeit. Ich habe mit den Weimarer Lisztianern (Prof. Dr. Wolfgang Marggraf, Prof. Dr. Hans-Rudolf Jung, Dr. Herbert und Dr. Michael von Hintzenstern)



Mária Eckhardt während der Eröffnung der Ausstellung »Beethoven's Wort den Jüngern recht zu deuten. Liszt und Beethoven« im Goethe- und Schiller-Archiv am 13. Juni 2002

auch bald eine gute Verbindung aufgebaut. Als der Arbeitskreis »Franz Liszt« beim Kulturbund der DDR im Liszt-Jubiläumsjahr 1986 einen Liszt-Kongress veranstaltete, habe ich einen Vortrag über Liszts »Les quatre éléments« gehalten, über jene ungedruckten Chöre, die die Grundlage der späteren symphonischen Dichtung »Les Préludes« bildeten. In Verbindung mit dieser Arbeit habe ich die großen Bände mit den von Liszt revidierten, aber meistens ungedruckt gebliebenen Conradi-Orchestrierungen aus der frühen Weimarer Zeit Liszts gründlich studiert. Später durfte ich die Chöre aus mehreren Handschriften rekonstruieren, und es wurde auch genehmigt, dass der ungarische »Honvéd«-Männerchor sie aufführt und aufnimmt. Hier muss ich erwähnen, dass ich während meiner langjährigen Arbeit im Goethe- und Schiller-Archiv immer die großzügige Unterstützung der jeweiligen Archivdirektoren genießen durfte. Dasselbe haben auch die Redakteure der neuen Liszt-Ausgabe erfahren, denen jede Hilfe zuteil wurde. Die Fotokopien der handschriftlichen Quellen, die sie für ihre Arbeit erhielten, gelangten nach dem Erscheinen der Bände als Forschungsmaterial in unser »Liszt Ferenc Gedenkmuseum und Forschungszentrum«, das im Rahmen der Budapester Musikakademie (heute: Liszt Ferenc Universität für Musik) 1986 unter meiner Leitung eröffnet wurde.

Nachdem ich 1986 aus der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ausgeschieden bin, musste ich andere Wege finden, um meine regelmäßigen Forschungsarbeiten in Weimar weiterzuführen. Dies war umso wichtiger, weil ich mich jetzt als Leiterin des Budapester Liszt Ferenc Gedenkmuseums und Forschungszentrums noch mehr als früher auf die Liszt-Forschung konzentrieren durfte und musste. Ich hatte inzwischen immer mehr internationale Verbindungen und habe viele andere große Liszt-Sammlungen (in Paris, Washington, New York, London usw.) kennengelernt; Weimar blieb trotzdem meine wichtigste und unerschöpflichste Forschungsquelle – und noch etwas mehr: meine zweite Heimstatt. Ich wohnte nicht mehr im Hotel Elephant, sondern entweder privat, oder in einem Gästezimmer des Nietzsche-Archivs (dies bot mir die Möglichkeit, auch das Jugendstil-Gesicht Weimars gründlich kennenzulernen), bis ich endlich mein ständiges Weimarer »Zuhause« in der Albert-Schweitzer-Begegnungsstätte am Kegelplatz gefunden hatte. Im Goethe- und Schiller-Archiv hat man inzwischen den Benutzer-Bereich erweitert und modernisiert, auch neue Kollegen sind hinzugekommen, endlich auch eine Musikwissenschaftlerin, Evelyn Liepsch, die in der Lage war, die Fragen der wachsenden Schar der Liszt-Forscher nicht nur als Archivarin, sondern auch als Musikerin fachkundig zu beantworten. Wir haben sofort einen gemeinsamen Ton gefunden; es wurde auch bald möglich, bei wichtigen Projekten enger zusammenzuarbeiten.

Als »Stammgast« des GSA und Leiterin des Budapester Liszt-Forschungszentrums habe ich im Archiv mehr und mehr Unterstützung für meine Arbeit erhalten. Fotokopien wurden mir oftmals kostenlos zur Verfügung gestellt, Druckgenehmigungen zur Abbildung originaler Manuskriptseiten vielfach unentgeltlich gewährt. Meinerseits habe ich mich bemüht, die Liszt-Sektion der Handbibliothek des GSA mit einigen wichtigen fehlenden Bänden zu ergänzen, so z.B. mit drei Bänden der alten Liszt-Gesamtausgabe von Breitkopf & Härtel. Der Informationsaustausch war immer gegenseitig; so war es uns möglich, die Fragen der Liszt-Forscher besser zu beantworten und einander über Forschungsergebnisse und Publikationen auf dem Laufenden zu halten. Als eine Anerkennung unserer engen Zusammenarbeit und als eine sehr große Ehre habe ich es empfunden, für den von Dr. Jochen Golz herausgegebenen Jubiläumsband »Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996. Beiträge aus dem ältesten deutschen Literaturarchiv« (Weimar 1996) einen Beitrag schreiben zu dürfen. Für diesen Zweck habe ich (als ein typisches Beispiel meiner Quellenforschungen zu einem künftigen Liszt-Werkverzeichnis) eine Studie »Zur



Franz Liszt in seinem Arbeitszimmer in Budapest mit seiner Schülerin Lina Schmalhausen, Fotoreproduktion der Originalaufnahme einer Zeichnung von A. Weinwurm von G. Széchy, März 1886 Goethe- und Schiller-Archiv 59/220,7
Die historischen Wohnräume Liszts bilden das heutige Liszt-Museum in der Vörösmarty utca 35 (Sitz der damaligen Budapester Musik-Akademie)

Werkgeschichte der Psalmen 23 und 137 Franz Liszts« geschrieben, weil die wichtigsten Quellen zu diesen zwei Psalmen mit einer sehr komplizierten Entstehungsgeschichte in der Handschriftensammlung des GSA zu finden sind.

In der Liszt-Sondersammlung im Schloss durfte ich wie eine interne Mitarbeiterin das Büchermagazin (d. h. den schönen Gobelinsaal, wo damals die Liszt-Titel neben der Faust-Sammlung aufbewahrt wurden) betreten und alle gedruckten Musikalien in die Hand nehmen. Ich habe dort die fehlenden Konkordanzen der Ramann-Bibliothek mit den modernen neuen Signaturen zusammengestellt; diese wurden später – samt den neuen Signaturen des ganzen Liszt-Materials – von der damaligen Bibliotheksmitarbeiterin Edelgard Baumgärtel im Findbuch der gedruckten Liszt-Musikalien eingetragen. Noch wichtiger war, dass ich in der Liszt-Sondersammlung im Schloss einen 1887 herausgegebenen Erfurter Antiquariatskatalog entdeckte mit 1239 Titeln von »Büchern vermischten Inhalts aus Franz Liszt's Nachlass«. Seit 1986 war Liszts Budapester Bibliothek, in welcher sofort nach Liszts Tod alle Bücher mit einem speziellen Nachlassstempel versehen wurden, in meinem zweisprachig annotierten gedruckten Katalog studierbar. Einen ähnlichen Katalog der Weimarer Bibliothek Liszts je zusammenstellen zu können, war eher unwahrscheinlich, weil die aus Liszts Nachlass stammenden Bücher in Weimar ohne besondere Kennzeichnung mit Büchern anderer Herkunft vermischt katalogisiert wurden. Die Entdeckung des Erfurter Antiquariatskatalogs hat mich auf die Idee gebracht, in Zusammenarbeit mit Evelyn Liepsch auch den Bestand der ehemaligen Weimarer Bibliothek Franz Liszts zu rekonstruieren. Unser gemeinsames Buch »Franz Liszts Weimarer Bibliothek« erschien 1999 als Band 2 der Weimarer Liszt-Studien.

Die gemeinsame Arbeit beschränkte sich nicht auf individuelle Projekte, sie wurde auch institutionell ausgeweitet. Die bedeutendste gemeinsame Unternehmung war sicher die Ausstellung »Liszt und Beethoven«, die 2002/2003 von drei Institutionen (Stiftung Weimarer Klassik, Beethoven-Haus Bonn und Liszt Ferenc Gedenkmuseum und Forschungszentrum Budapest) erarbeitet und nacheinander in Weimar, Bonn und Budapest präsentiert wurde. Auch bei anderen Ausstellungen war das Goethe- und Schiller-Archiv ein strategischer Partner unseres Budapester Liszt-Museums, so z. B. 2007 bei unserer Ausstellung »Liszt auf den Spuren der heiligen Elisabeth« im Jubiläumsjahr der gemeinsamen Heiligen von Ungarn und Thüringen.

Die Zusammenarbeit des GSA und des Budapester Liszt-Gedenkmuseums erstreckte sich auch auf die gemeinsame Beobachtung der Liszt-Angebote auf dem internationalen Autographenmarkt. In dieser Hinsicht waren die Möglichkeiten der Klassik Stiftung immer viel günstiger als die unseres

Museums – ich bin aber stolz, dass ich ein paar Mal mit meinen fachkundigen Empfehlungen zu Ankäufen wichtiger Liszt-Dokumente für das GSA beitragen konnte. So war es im Fall eines reizenden, wertvollen Gedenk-Albums der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein, in welchem auch bisher unbekannte kleine Liszt-Musikstücke zu finden waren. Ich werde es nie vergessen, wie Dr. Roswitha Wollkopf und ich 1999 in Berlin bei der Stargardt-Auktion nebeneinander sitzend, aufgeregt darauf warteten, ob das Geld, das das GSA von der Kulturstiftung der Länder u. a. auf meine Empfehlung erhalten hatte, ausreichen würde, um dieses Prachtstück zu kaufen. Ich durfte nach dem erfolgreichen Erwerb das schöne Album mit handschriftlichen Eintragungen von Berlioz, Bülow, Cornelius, Raff, Smetana, Wagner usw. in einer gemeinsamen Publikation des GSA und der Kulturstiftung der Länder vorstellen, und ich erhielt auch die Genehmigung für eine komplette Publikation der kleinen Liszt-Stücke bei Editio Musica Budapest.

Es war für mich selbstverständlich, dass ich die Einladung, Mitglied der neugegründeten Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar zu werden, sofort und mit Freude annahm. Es ist mir eine Ehre, zum Kreis derselben Leute zu gehören, denen es am Herzen liegt, diese alt ehrwürdige und gleichzeitig sich immer erneuernde Institution zu unterstützen und zu fördern. Aufmerksam verfolge ich auch weiterhin, was sich hinsichtlich der Aufbewahrung und Aufarbeitung der Liszt-Dokumente im Besitz der Klassik Stiftung tut. Die Liszt-Sondersammlung der Drucke (die Gott sei Dank dem traurigen Los anderer, zum Zeitpunkt des Bibliotheksbrandes 2004 im Grünen Schloss aufbewahrten Musikalien entrinnen konnte) ist jetzt unter den besten Bedingungen in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek untergebracht; und auch das Goethe- und Schiller-Archiv wird derzeit grundlegend saniert. Bei meinem letzten Forschungsbesuch im Juni 2010 habe ich mit großer Beruhigung erfahren, dass die reichste Liszt-Manuskriptsammlung der Welt auch während des Umbaus im Lesesaal des Thüringischen Hauptstaatsarchivs für die Forschung zugänglich bleibt. Und die Kolleginnen, die jetzt wegen des Liszt-Jubiläumsjahres sicherlich noch viel mehr Aufgaben unter viel schwereren Umständen zu bewältigen haben, sind ebenso freundlich, geduldig und hilfsbereit wie immer. Auch dies trägt sehr viel dazu bei, dass ich mich in Weimar so heimisch fühle, und ich bin sicher, dass mein »Liebes-Verhältnis« mit dieser Stadt und mit dem GSA auf immer bestehen bleiben wird.

III Erwerbungen der Freundesgesellschaft im Jahr 2010

Eva Beck

Goethes Brief an Angelica Facius vom 9. August 1829

Im November des Jahres 2010 konnte die interessierte Weimarer Öffentlichkeit in der Tagespresse die erfreuliche Nachricht lesen, dass es der Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs möglich war, mit den eingegangenen Spendengeldern einige wichtige Handschriften zu erwerben. Darüber freuten sich besonders die Mitarbeiter der vom Archiv herausgegebenen historisch-kritischen Goethe-Briefausgabe, die nun vier weitere Originalbriefe vor Ort benutzen können. Aber auch auswärtigen Interessenten stehen diese Handschriften nach Einarbeitung in die Bestände und Wiedereröffnung des umgebauten Goethe- und Schiller-Archivs Mitte 2012 zur wissenschaftlichen Benutzung zur Verfügung.

Es handelt sich um folgende Ankäufe von Briefen Goethes an:

- Friedrich Hildebrand von Einsiedel (1750–1828)
vom 28. November 1776, Weimar (7500 Euro),
- Johannes Daniel Falk (1768–1826),
undatiert (nach 1806), Weimar (3500 Euro),
- Angelica Facius (1806–1887)
vom 9. August 1829, Weimar (6600 Euro),
- (Unbekannt) Christian Gottlob von Voigt (1743–1819)
vom 22. November 1814, Weimar (5100 Euro).

Besonders der letztgenannte Brief ist, auch wenn es sich nur um wenige Zeilen handelt, ein echter Fund, da er in der sehr umfangreichen Korrespondenz zwischen Goethe und seinem Ministerkollegen Voigt bisher nicht bekannt war.

So reizvoll es wäre, den Mitgliedern unserer Freundesgesellschaft alle Neuerwerbungen ausführlich vorzustellen, wollen wir uns hier aus Platzgründen auf einen Brief beschränken. Wir haben den Brief an Angelica Facius gewählt, weil auch dieser eine gewisse »Wieder-Entdeckung« darstellt.

Das Schreiben selbst ist nicht unbekannt. Bereits 1856 wurde es in der Berliner Sammlung von Goethes Briefen abgedruckt.¹ 47 Jahre später, beim Erscheinen des entsprechenden Bandes der Weimarer Ausgabe von Goethes Briefen, konnten die Herausgeber nur noch auf das im Goethe-Nachlass überlieferte Konzept zurückgreifen. Der Verbleib der »Handschrift«, also des bei der Empfängerin eingegangenen Briefes, war inzwischen »unbe-

¹ Göthe's Briefe, worunter viele bisher ungedruckte. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Bd. 3/2. Berlin [1856], S. 1500.

kannt². – Erst 2010 tauchte sie als Angebot Nr. 114 im Katalog 62 des Auktionshauses Hauff & Auvermann wieder auf.

Wenn sich auch beide Fassungen inhaltlich nicht unterscheiden, so kann doch die Gegenüberstellung von Konzept und so genannter »behändigter Ausfertigung« ein weiteres Mal die kanzleimäßige Arbeitsweise Goethes belegen:

Zunächst diktiert er den Entwurf bzw. das Konzept des Briefes einem seiner Schreiber. In diesem Falle ist es Johann August Friedrich John, der bei ebendieser Beschäftigung im gleichen Jahr 1829 für das bekannte Ölgemälde von Johann Joseph Schmeller Modell gesessen hat. Nach erfolgtem Diktat sieht Goethe das Konzept durch, korrigiert und ändert vielleicht hier und da etwas, und lässt dann vom Schreiber auf regulärem Briefpapier eine Reinschrift herstellen. Das Konzept verbleibt in der eigenen Ablage. Die nochmals überprüfte Reinschrift wird nun erst mit Goethes eigenhändiger Unterschrift und, wie in unserem Fall, einer freundlichen persönlichen Schlussformel, zum eigentlichen Brief. Gefaltet und gesiegelt oder im Umschlag ist er »ausgefertigt«, um »in die Hände« der Empfängerin zu gelangen. Er besteht aus einem Doppelblatt im Quartformat, das auf Seite 1 und 2 den Briefftext und auf der »gegenüberstehenden« Seite 3 eine Bestellung von Medaillen aus der Werkstatt des Berliner Medailleurs Daniel Friedrich Loos enthält.



*Angelica Facius
Medaille auf Großherzog Carl August von Sachsen-
Weimar-Eisenach, Vorderseite
Klassik Stiftung Weimar, Museen*

² Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe; künftig WA). Abt. IV: Briefe, Bd. 46, S. 313; Lesarten zu Nr. 41.

Für die mir zugesendete Medaille schönstens dankend, zu dem verdienten Beyfall, dem ich mich anschließe herzlich Glück wünschend, erwiedere ich Ihr zutrauliches Schreiben, meine Liebe, wie nachsteht.

Ich würde rathen, in dem Basrelief das Sie vorhaben im idillischen Sinne eine glückliche Familie vorzustellen; Vater, Mutter, Söhne, Töchter in verschiedenen Altern und Charakteren mit einer ideellen Familienähnlichkeit. Die Motive hiezu haben Sie hundertfach und hundertmal gesehen, es kommt nun darauf an daß Sie solche wieder bey Sich beleben und die Zweckdienlichen auszuwählen wissen.

Gedenken Sie Sich im Engern zusammenzufassen so würde ich rathen, den Raum einer Lunette zu wählen, wo nicht die längliche Form eines Frieses. Möge Ihnen der gute Geist und ein frauenzimmerliches Gefühl hiebey zu Statten kommen. /

Was die Medaille betrifft so ist darüber nachzudenken; ich verspreche zunächst auch hierüber meine Gedanken zu freundlicher Ueberlegung und allenfallsiger Befolgung.

Möge Ihrem schönen, durch anhaltenden Fleiß, sich immer ausbildenden Talent alles zu Gute kommen.

Wünschend hoffend und theilnehmend

JWvGoethe

Weimar
den 9. August
1829.

Gegenüberstehendes zu geneigter Besorgung. /

Unterzeichneter wünscht:

Zwey Exemplare der Medaille des höchstseligen Großherzogs von Weimar, von Angelika Facius.

Ein Exemplar der Medaille, auf die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit Prinzess Auguste,

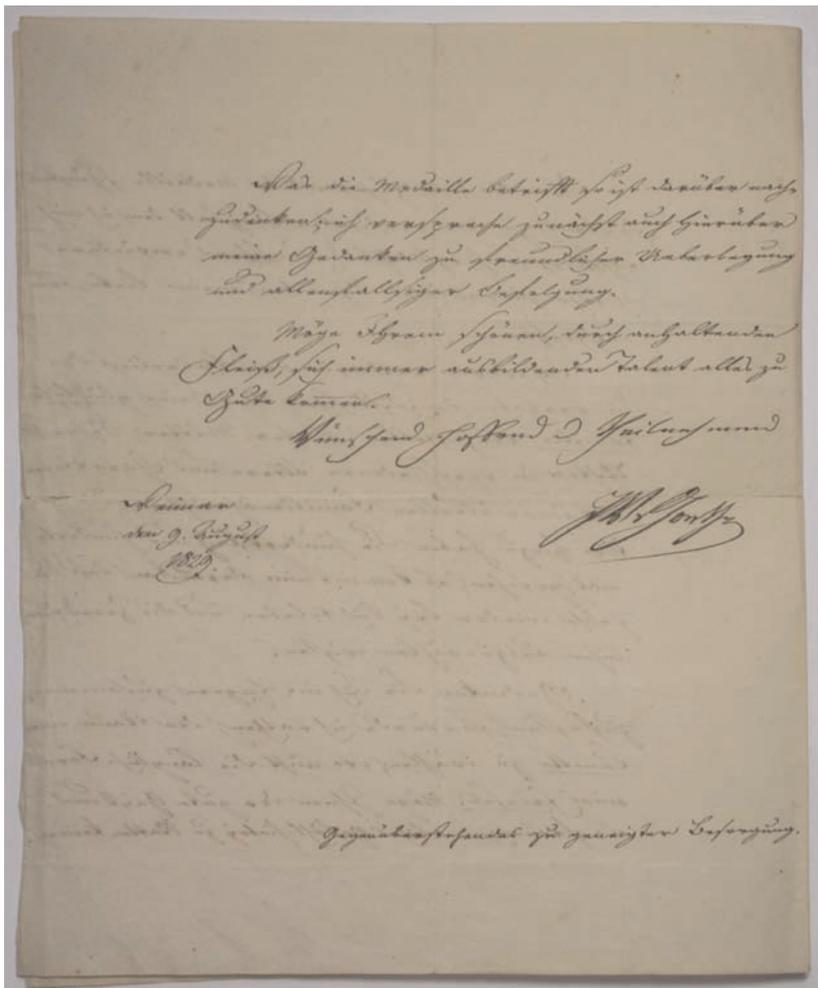
Zwey Exemplare der Vermählungsmedaille des Prinzen Carl mit Prinzess Marie von Sachsen Weimar.

Sämtlich in Silber; die gefällig beyzulegende Rechnung soll alsobald berichtigt werden.

Weimar den 9. Aug.
1829.

JWvGoethe

Der Brief ist die Antwort auf Angelica Facius' »zutrauliches Schreiben« vom 31. Juli 1829 aus Berlin. Darin bittet sie Goethe um Rat hinsichtlich eines geeigneten Sujets für ein Basrelief, das sie zur »diesjährigen Weimarschen Kunstausstellung« einreichen möchte.³ Goethe befindet bei aller



Johann Wolfgang von Goethe an Angelica Facius
 Weimar, 9. August 1829 (Seite 2)
 Goethe- und Schiller-Archiv NZ 29/10

3 Vgl. ebd.

Wertschätzung ihres Talents, dass »eine glückliche Familie« für ihr »frauenzimmerliches Gefühl« das Angemessene sei. – Auf ihre Bitte um eine Anregung für eine Medaille auf Carl Friedrich Zelter »als Zeichen meiner Verehrung und Liebe«⁴ verspricht Goethe, sich demnächst Gedanken zu machen. Das gerät ihm jedoch völlig in Vergessenheit. Als Anfang 1831 in seinem Briefwechsel mit Zelter die Sprache auf ein solches Vorhaben kommt, schreibt er: »Wegen der Medaille hat man bey mir nicht angefragt«.⁵ Mit ihm bespricht er Einzelheiten der Ausführung und fertigt sogar eine Entwurfszeichnung des Wappens für die Rückseite an: »Sollte sie Angelica Facius unternehmen, so wär es hübsch, wenn sie es in derselben Größe in Wachs modellirte«.⁶

Betrachten wir noch kurz die biographischen bzw. personellen Zusammenhänge:

Angelica Bellonata Facius wurde am 14. Oktober 1806 in Weimar als Tochter des Gemmenschneiders, Graveurs und Medailleurs Friedrich Wilhelm Facius geboren. Sie zeigte bereits in früher Jugend künstlerische Neigungen und erhielt ihren ersten Unterricht in der Werkstatt des Vaters. Gleichzeitig besuchte sie die Fürstliche Freie Zeichenschule, wo Goethe auf ihr Talent aufmerksam wurde. Ein Stipendium des Großherzogs Carl August ermöglichte es ihr, ab 1827 ihre Ausbildung bei Christian Daniel Rauch in Berlin fortzusetzen. Hier machte sie auch die Bekanntschaft des bekannten Medailleurs Daniel Friedrich Loos und des Bildhauers Gottfried Schadow, die ihre Arbeit fördernd beeinflussten. Goethes Brief von 1829 beweist, dass sie schon als 23jährige Künstlerin von Goethe sehr geschätzt wurde; ihre Medaille auf den 1828 verstorbenen Carl August, die sie Goethe mit dem Brief vom 31. Juli 1829 geschickt hat, wird von ihm gleich in zwei Exemplaren nachgeordert. Und die eigentlich von ihr angeregte Zelter-Medaille fertigt sie 1831 ganz nach Goethes Wünschen an. – Im gleichen Jahr zog die junge Künstlerin auch in das Haus des Komponisten. – Als 1843 ihr Vater in Weimar starb, kehrte sie in ihre Geburtsstadt zurück. Bis zu ihrem Tode am 17. April 1887 hatte sie in Weimar durch zahlreiche Aufträge für Medaillen, Kleinplastiken und Grabmäler ein gesichertes Auskommen. Sie ruht zusammen mit ihrem Vater Friedrich Wilhelm Facius an der östlichen Mauer des historischen Friedhofs; kein Kunstwerk ziert mehr ihr Grab.

4 Ebd.

5 Goethe an Zelter, 12. Januar 1831; WA IV, Bd. 48, S. 76.

6 Goethe an Zelter, 4. Februar 1831; WA IV, Bd. 48, S. 114.

IV Aus den Vorträgen

Dirk Sangmeister

Der federflinke Carl August Böttiger in und über Weimar

Für Frieder Sondermann in Sendai

1. Ein guter Philologe mit miserabilem Ruf

»Viel Feind, viel Ehr«, sagt der Volksmund, aber im Falle von Carl August Böttiger ist dies eine Weisheit ohne jeglichen Wert. Böttiger hatte viele Feinde, aber diese Feinde haben ihm weder Ehre gemacht noch gelassen. Das Bild, das Zeitgenossen wie Nachgeborene von Böttiger hatten, verbreiteten, fort- und festschrieben, schwankt nicht, und genau das ist das Problem.

Das geläufigste Etikett, mit dem Böttiger damals belegt wurde und das ihm bis heute anhaftet, ist der Spottname »Magister Ubique«, der seine Allgegenwart zu hoch, seine Gelehrsamkeit aber zu gering veranschlagt. In vertrauten Gesprächen, Briefen und Tagebüchern, in zeitgenössischen Satiren, Pasquillen und späteren Erinnerungen wurde Böttiger aber noch mit ganz anderen Namen belegt: Hier wurde er von Goethe als »Tigeraffe«¹ oder »Kobold«², dort von Schiller als »Alleweltsschwätzer und Sicophant«³ geschmäht, andernorts von Zeitgenossen als publizistischer Bettnässer, gefallsüchtiger Gschäftlhuber und pedantischer Dummkopf hingestellt. Goethe zählte ihn, zusammen mit August von Kotzebue, in seinen gereimten Invektiven zu den »gründlichsten Schuften, die Gott erschuf«⁴, und gegenüber Friedrich von Müller urteilte Goethe am 8. Juni 1821 rückblickend, dass Böttiger ein böser Dämon gewesen sei, der alles Unheil in Weimar angezettelt habe.⁵

Einer goethezentrierten Germanistik galt dieser derart verteufelte Mann von daher lange Zeit nicht nur als Frondeur, sondern er war eine geradezu verfemte Figur, mit dessen Papieren man sich besser nicht befassen sollte, weil man sich dabei nur die Finger schmutzig machen und beflek-

51

1 Goethe an Wieland, 13. Januar 1802. In: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe; künftig WA). Abt. IV: Briefe, Bd. 16, S. 4.

2 »Überhaupt ist man in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttigerische Kobold weggebannt ist«, schrieb Goethe am 30. Juli 1804 an Wilhelm von Humboldt. In: WA, Abt. IV, Bd. 17, S. 173.

3 Schiller an Christian Gottfried Körner, 24. März 1800. In: Schillers Werke. Nationalausgabe. Bd. 30. Hrsg. von Liselotte Blumenthal. Weimar 1961, S. 148.

4 Goethe: K... und B... In: WA, Abt. I: Werke, Bd. 5.1, S. 173.

5 Kanzler von Müller. Unterhaltungen mit Goethe. Hrsg. von Ernst Grumach. Weimar 1956, S. 51.

ken könne. Noch 1989 wurde er von literaturwissenschaftlicher Seite als »ein schwankendes Rohr im Winde, das Musterexemplar eines Opportunisten und Mantelträgers, auch eines Intriganten« charakterisiert⁶, was höchst einseitig, zu scharf und deshalb ungerecht ist. Beurteilungen von Böttiger sine ira et studio sind selten, auch heute noch.⁷

Die vielen Beschimpfungen, die uns von prominenten Zeitgenossen überliefert sind, belegen zunächst einmal, dass Böttiger eine bedeutsame Figur war in Weimar und im literarischen Deutschland, sonst hätten nicht so viele kluge Köpfe der Zeit ihrem Ärger über ihn in so kräftigen Worten Luft gemacht. Böttiger war kein Mann, dem man indifferent gegenüber stehen oder den man gar ignorieren konnte, dazu war er zu gelehrt und zu belesen, zu fleißig und zu einflussreich.

Wer war dieser Mann, und wie war er nach Weimar gekommen? Der aus dem vogtländischen Reichenbach gebürtige Böttiger, Jahrgang 1760, hatte die Fürstenschule in Pforta besucht, in Leipzig Theologie und Philologie studiert, in Wittenberg die Magisterwürde erworben, war nach dem damals üblichen Intermezzo als Hofmeister von 1784 bis 1790 Direktor des Lyzeums in Guben und dann 1790 bis 1791 Direktor des Gymnasiums in Bautzen gewesen, von wo aus er im September 1791 auf Betreiben Herders als Rektor des herzoglichen Gymnasiums nach Weimar wechselte, wo er zum Konsistorialrat ernannt und damit hoffähig wurde.

In den dann folgenden vier Jahren machte sich Böttiger rasch einen guten Namen in Weimar: Er war nicht nur hochgelehrt, sondern auch vielseitig interessiert und immer hilfsbereit, geradezu dienstbeflissen. Bei den an der Ilm versammelten Dichtern, Künstlern und Gelehrten, auch am Hofe, war Böttiger anfänglich ganz gern gesehen. Weil er sich den Ruf eines geschickten Mannes der Feder erwarb, übernahm Böttiger 1795 für Friedrich Justin Bertuch die Herausgabe des »Journal des Luxus und der Moden« (bis 1803), 1796 übernahm er vorläufig, 1798 dann endgültig von und für Wieland die Herausgabe des »Neuen Teutschen Merkur« (bis Ende 1810), und von 1798 an gab Böttiger auch das Journal »London und Paris« (bis 1805) heraus.

6 Lutz Vogel: »Ästhetische Prügeleien«. Literarische Fehden in Berlin und in Weimar (1800–1803). In: Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner. 2 Bde. Berlin, Weimar 1989, Bd. 2, S. 358–416, hier S. 379.

7 Grundlegend ist die Arbeit von Ernst Friedrich Sondermann: Karl August Böttiger. Literarischer Journalist der Goethezeit in Weimar. Bonn 1983 (= Mitteilungen zur Theatergeschichte der Goethezeit 7). Neueren Datums, aber weniger fundiert, ist die Studie von Julia A. Schmidt-Funke: Karl August Böttiger (1760–1835). Weltmann und Gelehrter. Heidelberg 2006 (= Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800. Ästhetische Forschungen 14).

Den Kredit aber, den sich Böttiger in seinen Anfangsjahren in Weimar erwarb, verspielte er in den Jahren von 1796 an schrittweise, was zu einem nicht geringen Teil mit seinen schon bald ausufernden publizistischen Umtrieben zu tun hatte, worüber noch zu reden sein wird. Indem er aus dem für ihn vorgesehenen, beschränkten Raum des Weimarer Gymna-



*Konrad Westermayr
Porträt Carl August Böttiger
Klassik Stiftung Weimar, Museen*

siums heraustrat in die offene Sphäre der deutschen Publizistik, machte er sich nun auch national einen Namen, an der Ilm aber eben dadurch namhafte Feinde.

Schon bald gab es prominente Leute in Weimar, die inständig wünschten, Böttiger hätte 1798 den finanziell sehr lukrativen Ruf nach Kopenhagen angenommen, wo er Ephorus aller lateinischen Schulen und Direktor eines neuen Lehrerseminars werden sollte, oder aber 1803 die ihm angetragene Stelle in Berlin angetreten, wo er als Nachfolger von Friedrich Gedike Oberschulrat mit einem Gehalt von 2000 Reichstalern hätte werden kön-

nen. Böttiger aber zauderte und zögerte, lavierte und taktierte in beiden Fällen, teils weil er sehen wollte, wie viel Wert man auf ihn an der Ilm (noch) legte (weil er nämlich nicht flüchten, sondern sich lieber behaupten wollte), teils weil es ihm nicht geheuer war, ins Ausland zu gehen, wo er Widerstände fürchtete, die ihm das Leben und Arbeiten hätten erschweren können.

Weimar verlassen (müssen) hat er dann aber doch, und zwar im Sommer 1804, als er in Dresden die Stelle eines Direktors des fürstlichen Pageninstitutes antrat, die mit 1200 Reichstalern zwar etwas besser bezahlt war als sein bisheriges Amt in Weimar, aber deutlich schlechter als die ihm zuvor angetragenen Positionen in Kopenhagen und Berlin. Das Geld war es also nicht, das Böttiger zu diesem Wechsel bewog, sondern die Erkenntnis, in Weimar in maßgeblichen Kreisen zu einer persona non grata geworden zu sein, auch der Wunsch, in sein Vaterland Sachsen zurückzukehren, vor allem aber das Wissen, dass die Stelle in Dresden mit wenig Arbeit verbunden, ja fast eine Art Sinekure war, die ihm viel Zeit ließ für seine altertumskundlichen Liebhabereien wie für seine publizistischen Aktivitäten.

Böttiger verließ Weimar im Groll, aber auch mit Wehmut. Gegenüber Carl Ludwig von Knebel stilisierte er sich recht gekonnt zum Opfer: »Ach, wie gern, wie gern wär ich in Weimar geblieben! Aber Göthe und Voigt, Göthes treuer Executor, beschleunigten meinen Abzug so viel sie konnten. Und sie können *alles*.«⁸ Sein Gesinnungsgenosse Garlieb Merkel meinte rückblickend, Weimar habe infolge von Böttigers Wechsel von der Ilm an die Elbe sehr viel verloren, denn »Böttiger war es vorzüglich, der Weimar eine gewisse Wichtigkeit für den literarischen Geschäftsgang gab, die mit seiner Entfernung meistens aufgehört« habe.⁹ Der parteiische Merkel unterschlägt hier, dass das kleine Fürstentum durch das Ableben erst von Herder, dann von Schiller unendlich mehr verlor als durch Böttigers Weggang, aber so ganz unrecht hatte er dennoch nicht: Durch Böttigers Wechsel nach Dresden büßte Weimar zwar nur wenig an Substanz, aber in der Tat sehr viel an Publizität ein. Dass kaum jemand an der Ilm dies als einen Verlust betrachtete, lag daran, dass Böttiger als Agent des Ruhms von Weimar immer Anwalt, Ankläger und Richter in einer Person gewesen war und diese Rollen mitunter eigenwillig gewichtet hatte.

Nachdem Böttiger Weimar verlassen hatte, kehrte er in den dann folgenden drei Jahrzehnten nur noch ganz selten und kurzzeitig als Besucher nach Thüringen zurück, er mied seinen früheren Lebens- und Wirkungskreis geradezu, aber auch in seiner Dresdner Residenz war ihm Weimar

⁸ Böttiger an Knebel, 28. März 1804. GSA 54/120,3, Bl. 12v.

⁹ Garlieb Helwig Merkel: Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch. Denkwürdigkeiten und Charakteristiken aus meinem Leben. Hrsg. von Uwe Hentschel. Bonn 2010, S. 49f.

täglich gegenwärtig, denn ein Raum in seinem Palais, das Empfangszimmer, war ein Abbild Weimars – so wie er es erinnern wollte.

Er habe sich, schrieb Böttiger im April 1805 an Friedrich Hildebrand von Einsiedel, eine »kleine Hauskapelle« eingerichtet, die er »blos mit weimarischen Bildern zu schmücken gesonnen« sei. Von Georg Melchior Kraus gemalte Porträts der Herzoginnen Anna Amalia und Louise Auguste hingen in dieser Hauskapelle, dazwischen ein Bild von Einsiedel; »auf zwei Pfeilercommoden« standen »Herder's und Wieland's bronzirte Büsten«, dazu kamen in der Folge noch Porträts von Constanze Gräfin von Fritsch, Auguste Gräfin von und zu Egloffstein, Louise von Göchhausen, auch Büsten der Herzöge Carl August und Carl Friedrich sowie von Maria Pawlowna, schließlich ein von Charles Gore gemaltes Bild wie auch »mehrere Landschaften, den Park und das Schloß von Weimar vorstellend«. ¹⁰

Diese »kleine Hauskapelle« dürfte der erste quasi-museale Ort einer schon damals sakrale Züge annehmenden Weimar-Verehrung gewesen sein, wobei zwei Dinge bemerkenswert sind: Erstens wurde dieses kleine Privatmuseum eingerichtet, kultiviert und bewohnt von einer Person, die in Weimar unliebsam gewesen und gleichsam verstoßen worden war, und zweitens ist es vielsagend, dass ausgerechnet die beiden Zentralgestirne in der Welt Weimars, Goethe und Schiller, um die sich schon damals fast alles drehte, in dieser Hauskapelle eben keinen Platz hatten.

Als man 1813 in Dresden das kleine Pageninstitut mit der größeren Kadettenschule zu einer Ritterakademie vereinigte, wurde Böttiger zu deren Studiendirektor bestellt; ein Amt, das Böttiger bis 1822 innehatte, als er mit fortlaufenden Bezügen pensioniert wurde. Gestorben ist Böttiger 1835, Jahrzehnte nach Herder, Schiller und Wieland, drei Jahre nach Goethe.

Nur 13 seiner 75 Lebensjahre hat Böttiger also in Weimar gewohnt, gearbeitet und geschrieben, aber diese Jahre von 1791 bis 1804 gehörten zu den wichtigsten und ereignisreichsten in der Geschichte Weimars und des literarischen Deutschlands. Die Bedeutung Böttigers liegt zuvörderst darin, dass von allen Schriftstellern und Gelehrten, die um 1800 an der Ilm gelebt haben, niemand mehr Nachrichten über Weimar festgehalten, verbreitet und veröffentlicht hat als Böttiger, und zwar nicht nur national, sondern international, denn Artikel von Böttiger wurden nicht nur in Zeitungen veröffentlicht, die in Weimar oder Jena, Berlin oder Leipzig, Augsburg oder Stuttgart erschienen, sondern auch in Periodika, die in Wien, Paris und London herauskamen. Ausgerechnet der Mann, der in Weimar den schlechtesten Ruf hatte, hat am meisten dafür getan, den Ruf von Weimar in alle Himmelsrichtungen zu verbreiten.

¹⁰ Karl Wilhelm Böttiger: Karl August Böttiger [...]. Eine biographische Skizze. Leipzig 1837, S. 110f.

Böttiger war, wenn ich ein von Arno Schmidt auf Karl May gemünztes Wort entlehnen darf, ein »Koloss von einem Würstchen«, weil er zwar Zeit seines Lebens kein einziges großes Werk geschrieben, aber dennoch mehr als 100000 Manuskriptseiten beschrieben hat. Sein Schüler Julius Sillig, der 1837 den ersten und vermutlich auch für alle Zeiten letzten Versuch unternommen hat, sämtliche Veröffentlichungen Böttigers zu erfassen, benötigte über 50 Druckseiten, um seine Werke zu bibliographieren,¹¹ wobei man hinzufügen muss, dass Sillig die rund 60 Zeitungen, Zeitschriften, Journale, Jahrbücher, Kalender, Almanache und Taschenbücher, an denen Böttiger teils sporadisch, teils über Jahrzehnte mitgearbeitet hatte, zwar auflistet, Böttigers Beiträge zu diesen aber entweder nur in kleiner Auswahl oder aber gar nicht verzeichnet, weil das eine Arbeit wäre, an die man viele Jahre wenden müsste und am Ende doch scheitern würde, nämlich allein deswegen, weil Böttiger hunderte von Artikeln nicht mit seinem Namen oder Kürzel gezeichnet, auch viele Aufsätze aus Vorsicht nur verdeckt oder sogar mit irreführenden Vermerken veröffentlicht hat und die deshalb zur Gänze gar nicht mehr ermittelt werden könnten.

Böttiger hat laut Sillig 138 Bücher veröffentlicht, aber das sind größtenteils ephemere Werke, weil es sich hierbei überwiegend um Klein- und Gelegenheitsschriften handelt, nämlich Schul- und Festprogramme, Reden, lateinische und deutsche Casualcarmina, prosaische oder versifizierte Nekrologe, dazu einige (etwas substantiellere) altertumskundliche Abhandlungen und archäologische Vorlesungen. Theatergeschichtlich interessant ist seine »Entwicklung des Ifflandischen Spiels« (1796), sein erfolgreichstes Werk aber dürfte »Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin« (1803) gewesen sein, das populär geschrieben war, heute aber sein Interesse längst verloren hat.

Was hingegen noch gegenwärtig teilweise von Belang ist, sind die mehr als 10000 Artikel, die der federflinke Böttiger mit unfassbarem Fleiß und beängstigender Gewandtheit über vier Jahrzehnte hinweg in Periodika im In- und Ausland veröffentlicht hat. Durch »seine unzählbaren Journal-Artikel, die nie ohne Gelehrsamkeit und Geist geschrieben waren«, habe Böttiger »eine grössere Masse von Kenntnissen und Gedanken in Umlauf gebracht, als vielleicht irgend ein anderer Deutscher Schriftsteller«¹², meinte sein zeitweiliger Mitstreiter Garlieb Merkel zu wissen.

Rückblickend betrachtet, ist sehr viel Spreu unter diesen Texten; es finden sich aber doch auch immer wieder Beiträge von Substanz und Relevanz, etwa die diversen Texte über den »Phöbus« und Heinrich von Kleist, der

11 Julius Sillig: Verzeichnis von C. A. Böttigers sämtlichen Schriften. In: C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts. Hrsg. von Julius Sillig. 3 Bde. Leipzig² 1850, Bd. 1, S. XIII–LXVIII.

12 Merkel [wie Anm. 9], S. 50.

den ihm gegenüber missgünstigen Böttiger zwar nicht mochte, dessen Kritiken aber nicht nur respektierte, sondern sogar akzeptierte, indem er einige von Böttiger monierte Formulierungen in seinen Texten in der Folge änderte – ein sonst unerhörter Vorgang im Werk von Kleist. Und Böttigers zweimal jährlich geschriebene, überaus einlässliche und sorgfältige Berichte über die Leipziger Messen sind herausragende Quellen für die deutsche Buch- und Verlagsgeschichte der Jahre 1795 bis 1830. Alle Artikel Böttigers wurden, gesammelt und zusammengedruckt, nach wohl realistischer Schätzung seines Sohnes Carl Wilhelm »gewiß 50 Bände füllen«.¹³

So viel gelesen, manchmal Aufsehen erregend all seine Artikel seinerzeit auch waren und so relevant ausgewählte Beiträge heute noch als Zeugnisse der Literaturrezeption oder als Dokumente zur Theater- und Zeitgeschichte, Kultur- und Buchgeschichte sind – der im Rückblick bedeutendste Teil des Werkes von Böttiger sind all diejenigen Texte, die mehrheitlich bis heute noch nicht veröffentlicht worden sind, nämlich seine Briefe, von denen er im Laufe seines Lebens einige Zehntausend geschrieben und einige Zehntausend empfangen hat.

2. Literarische Zustände und Kontroversen an der Ilm

Der greise Carl August Böttiger hat 1834 erwogen, seine früheren Aufzeichnungen und späteren Rückerinnerungen an die Jahre 1791 bis 1804 unter dem Titel »Reliquien oder Weimarische Nächte« zu veröffentlichen, aber dazu kam es nicht, weil Friedrich Perthes in Gotha das Buch aus kaufmännischen Gründen zwar liebend gerne verlegt hätte, sich aber zu sehr fürchtete, dass er mit einem solchen Werk »Mehrere geradezu beleidigen« würde.¹⁴

Drei Jahre nach Böttigers Tod hat dann aber sein Sohn Carl Wilhelm eine Auswahl der von diesem hinterlassenen, für eine Publikation zwar teilweise vorgesehenen, aber nicht für den Druck vorbereiteten Aufzeichnungen zu einem zweibändigen Buch kompiliert, das unter dem Titel »Literarische Zustände und Zeitgenossen« 1838 bei Brockhaus in Leipzig erschien. Obwohl Carl Wilhelm Böttiger zahllose Stellen in den Manuskripten seines Vaters vorsorglich entschärft hatte, indem er despektierliche Bemerkungen und freimütige Formulierungen strich, wurde das Buch nicht sonderlich beifällig aufgenommen – die Aufzeichnungen galten einer sich gerade erst etablierenden, naturgemäß auf Goethe fixierten Germanistik als respektlos und indiskret. Statt Böttigers Ruf ein Stück weit zu retten, wie dies sein Sohn beabsichtigt hatte, verfestigte die Veröffentli-

13 Karl Wilhelm Böttiger [wie Anm. 10], S. 43, Fußnote.

14 Ich folge und zitiere hier Sondermann [wie Anm. 7], S. 47.

chung Böttigers zweifelhaften Ruf als unberufene Klatschbase, und wenn in den dann folgenden Jahrzehnten Literaturhistoriker das Buch doch einmal als Quelle zur Literatur- und Kulturgeschichte Weimars heranzogen, dann meist nur mit spitzen Fingern und großen Vorbehalten.

Dass die »Literarischen Zustände und Zeitgenossen« aber ein singuläres Quellenwerk sind, weil sie eine Vielzahl von Momentaufnahmen, Gesprächsnotizen, Anekdoten und Hintergrundinformationen über Weimar im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert enthalten, die man in dieser Dichte, Unmittelbarkeit und Ungeschminktheit sonst nirgendwo findet, diese Erkenntnis gewann erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts allmählich ein wenig Raum, so dass das Buch 1972 reprinted und derart wieder allgemein verfügbar gemacht wurde. Die eigentliche Wiederentdeckung fand aber erst 1998 statt, als Klaus Gerlach und René Sterne sich die Mühe machten, die originalen Manuskripte Böttigers zu edieren und die »Literarischen Zustände und Zeitgenossen« erstmals ungekürzt, im originalen Wortlaut und mit ungedruckten Aufzeichnungen vermehrt zu veröffentlichen.

Diese diplomatisch getreue und erweiterte Neuausgabe war mit drei Auflagen und einer Taschenbuchausgabe nebst einem Hörbuch ein unverhofft großer Erfolg, wozu nicht zuletzt beitrug, dass das Werk vom öffentlich-rechtlichen »Literarischen Quartett« publikumswirksam gepriesen wurde. Ich kenne zwar die Höhe der Gesamtauflage nicht, würde aber vermuten, dass die Neuausgabe der »Literarischen Zustände« diejenige Quellenpublikation zur Goethezeit aus den vergangenen zwei, drei Jahrzehnten gewesen ist, die den größten Absatz gefunden hat. Die Kritiker rubrizierten das Buch mehrheitlich unter dem Etikett »Klatsch & Tratsch aus der Goethezeit«, brachten auch altbekannte Bedenken gegen Charakter und intellektuelles Fassungsvermögen Böttigers vor, konzedierten aber durchgängig, dass seine Aufzeichnungen lebendig geschrieben und kurzweilig zu lesen seien.¹⁵

Der Wert von vielen Aufzeichnungen Böttigers, Erinnerungen wie Briefen, liegt zu einem Teil darin, dass es sich hier passagenweise um Mosaiksteine einer oral history handelt, die normalerweise 200 Jahre später nicht mehr erfasst oder rekonstruiert werden kann, hier aber eben schriftlich fixiert worden ist. Einige Abschnitte in den »Literarischen Zuständen und Zeitgenossen« lesen sich fast wie Gesprächsprotokolle, man meint mitunter, Wieland, Herder und andere reden zu hören. Nun darf man keineswegs glauben, dass Böttiger die von ihm aufgezeichneten Gespräche wortwört-

¹⁵ Stellvertretend sei verwiesen auf die Besprechung von Ernst Osterkamp: Ein Strumpf hing am Geheimen Rat. Plappermaul am Musenhof: Karl August Böttigers Aufzeichnungen aus dem klassischen Weimar. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24. März 1998, S. L 16.

222

Literarische
Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen

aus

Karl Aug. Böttiger's

handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben

von

K. W. Böttiger,

Hofrath und Professor zu Erlangen.

Erstes Bändchen.

Leipzig:

J. A. Brochhaus.

1838. 64



Karl August Böttiger
Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig 1838
Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek

lich niedergeschrieben habe; eine solche Annahme wäre naiv und philologisch grob fahrlässig. Allein durch Auslassungen hat Böttiger sicherlich vielfach ein einseitiges Bild von Diskussionen festgehalten, von zu vermutenden Zuspitzungen und falschen Zungenschlägen nicht zu reden, aber durch viele Aufzeichnungen Böttigers ziehen sich doch eine Direktheit und Unmittelbarkeit, die die Annahme erlauben, dass Böttiger sich diese Notizen oft noch am selben Tag gemacht hat.

Wenn man nun nach den Ursachen für das hunds miserable Verhältnis von Böttiger zu Goethe wie zu Schiller fragt, werden in aller Regel zwei markante Vorkommnisse ins Feld geführt, die hinlänglich bekannt sein dürften und die ich deshalb nur anführen, nicht aber ausführen muss. Der Bruch mit Schiller erfolgte, nachdem sich Böttiger Anfang 1799 von dem Hofschauspieler Carl Schall ein Manuskript von »Wallensteins Lager« über Nacht zu verschaffen gewusst, eilends kopiert und dann abschriftlich nach Kopenhagen und Dresden gesandt hatte, was zur Folge hatte, dass das Drama bereits vor der Weimarer Uraufführung am Belt kursierte und (teilweise) vorgelesen wurde – ohne dass Schiller dies gewusst, geschweige denn gebilligt hätte.¹⁶ Diese skandalöse Veruntreuung eines bedeutenden und wertvollen Manuskriptes gilt bis heute mit Recht als eines der größten Bubenstücke Böttigers.

Mit Goethe verdarb es sich Böttiger auf ähnliche Weise, als er nämlich Johann Daniel Falk ein Manuskript von Goethes damals noch ungedrucktem Gedicht in der Art eines Bänkelsängerliedes »Das Neueste von Plundersweilern« lieh und wenig später in der deutschen Gelehrtenrepublik mit Aushängebogen von »Herrmann und Dorothea« hausieren ging. Als Klimax in Böttigers über die Jahre erodierendem, am Ende eisigen Verhältnis zu Goethe gilt aber die so genannte »Ion«-Affäre aus dem Januar 1802, als Böttiger die Weimarer Uraufführung unter Goethes Ägide dazu nutzte, in einer Besprechung für das »Journal des Luxus und der Moden« weniger die Inszenierung als vielmehr das Stück von August Wilhelm Schlegel zu zausen, und zwar deswegen, weil er meinte, dass Schlegel nicht nur dichterisch frei, sondern ignorant und arrogant mit der Vorlage von Euripides

16 Der Vorgang ist zuerst im Zusammenhang dargestellt worden von Robert Boxberger: Die Veruntreuung des Manuskriptes von Wallensteins Lager. In: Archiv für Literaturgeschichte 9 (1880), S. 339–355.

17 Der Vorgang ist verschiedentlich erörtert worden, u. a. von Bernd Maurach: Die Affäre um Goethes Inszenierung des Schlegelschen Ion. In: Neophilologus 60 (1976), S. 542–550. – Gegenüber Knebel skizzierte Böttiger die »Ion«-Affäre wie folgt: »Der Uebermuth des H Schlegels wird aber schon seine Nemesis finden. *Indeß befiehlt* Göthe: daß man es herrlich finden solle, und die slavisch nachbetenden Herrlein und Fräulein machen Chorus. Ich hatte meinem Unwillen nicht ganz Zaum und Gebiß anlegen können, und mit dem gerechtesten Lob gegen [!] die wahrhaft *vollendete* Aufführung das Stück selbst etwas persifliert. Göthe der Nachricht von diesem Aufsatz im Modenjournal erhielt, ergoß sich in Galle gegen mich, und drohte, sogleich seine Dimission als Director des Theaters vom Herzog zu fodern, wenn der Bogen, der schon abgedruckt war, nicht auf der Stelle cassirt würde. Es *mußte* geschehen. *So üben wir die Kritik aus!*« (Brief vom 14. Januar 1802; GSA 54/120,2, Bl. 22r).

umgesprungen sei.¹⁷ Goethe erfuhr von Böttigers Kritik vor der Veröffentlichung, begriff sie als unverständige Beckmesserei und niederträchtige Einmischung in seine ureigensten Belange, intervenierte sofort bei Bertuch und Wieland, die er nötigte, die Rezension zu unterdrücken, indem er drohte, andernfalls beim Herzog vorstellig zu werden und sein Amt als Theaterdirektor niederzulegen. Goethes Wille geschah, und fortan wurden die Berichte über das Weimarer Theater im »Journal des Luxus und der Moden« sicherheitshalber von Goethe geschrieben, womit gewährleistet war, dass sie sachverständig, gerecht – und unkritisch waren. Nach dieser »Ion«-Affäre hatten sich Böttiger und Goethe endgültig nichts mehr zu sagen. Böttiger war fortan eine Unperson, von der Goethe keine Notiz mehr nehmen wollte und die er auszugrenzen versuchte, und zwar bis ins hohe Alter hinein. Wenn sie sich in späteren Jahren einmal zufällig in einem böhmischen Bad begegneten, hat Goethe Böttiger nicht einmal mehr begrüßt.

Diese Dinge sind bekannt, sie sind in der Sache unstrittig, aber sie entwerfen ein einseitiges Bild von Böttiger, wenn man dabei andere Dinge verschweigt oder nur beiläufig berührt, wenn man die Kontexte nicht berücksichtigt und wenn man vor allem die Abfolge der Ereignisse nicht ins Kalkül zieht.

Weit seltener erwähnt als Böttigers Vergehen wird zum Beispiel, dass Goethe wie Schiller sich anfänglich ganz gern seiner Hilfe versichert hatten, weil er wie kaum ein anderer befähigt und vor allem auch: willens war, Auskünfte zu geben und Material zu verschaffen aus den Gefilden der Altphilologie und dann auch daraus resultierende Bearbeitungen antiker Stoffe und Texte auf historische Wahrhaftigkeit und mythologische Fundiertheit hin zu überprüfen. So las Böttiger die Balladen für den »Musenalmanach für das Jahr 1798« im Manuskript gegen, darunter »Die Kraniche des Ibykus«, und auf Goethes Bitten hin übernahm es Böttiger 1797, für »Herrmann und Dorothea« einen Verleger zu finden, der willens war, unbeschweren ein exzeptionell gutes Honorar dafür zu zahlen – eine diffizile Aufgabe, die Böttiger zur großen Zufriedenheit Goethes zu lösen vermochte.

Was unbedingt beachtet werden muss bei jeglicher Bewertung des Verhältnisses von Goethe und Schiller zu Böttiger, ist zudem die Chronologie der Ereignisse, die Abfolge von Aktion und Reaktion. Den wichtigsten Punkt in ihrem Verhältnis, nämlich den Beginn der Animositäten, markiert dabei der Ende September 1796 erschienene »Xenien«-Almanach. Böttiger schrieb am 30. Oktober 1796 in einem Brief an Friedrich Schulz über den Inhalt »dieses sansculottischen Ungeheuers«: »Alle, die ihre Knie nicht vor den göttlichen Horen gebeugt haben, werden darinnen guilloti-

18 Robert Boxberger u. a.: Mitteilungen von Zeitgenossen über Goethe. In: Goethe-Jahrbuch 1 (1880), S. 314–359, hier S. 320.

nirt. [...] Alles ist in Aufruhr über diese Unverschämtheit.«¹⁸ Mit dieser Meinung stand Böttiger, der in den »Xenien« als »kriechender Epheu«, der sich an »faulen Stämmen« empor zu ranken versuche, geschmäht wurde, beileibe nicht allein da im literarischen Deutschland, im Gegenteil: Er skizzierte hier die Meinung der Mehrheit.

Wenn Schiller und vor allem Goethe in den dann folgenden Jahren Böttiger immer wieder einmal, explizit oder implizit, als Brunnenvergifter hingestellt haben, dann waren das in der Regel keine grundlosen Anwürfe, lässt aber eben die Chronologie der Ereignisse außer Betracht, weil es Goethe und Schiller gewesen waren, die mit den »Xenien« den Brunnen zuerst verunreinigt hatten. Böttiger war ein Geist – ein Quälgeist, um genau zu sein – den sie selbst auf den Plan gerufen und angestachelt hatten; er zahlte ihnen in der Folge in meist kleinerer Münze all die unwirlichen Kritiken und netten Boshaftigkeiten zurück, die in den »Xenien« ausgemünzt und derart in der deutschen Gelehrtenrepublik in Umlauf und Kurs gebracht worden waren.

Mit Blick auf die »Xenien« und die Chronologie der Ereignisse hat Bernd Maurach 1978 mit Rückverweis auf ältere Einlassungen von Ludwig Geiger die These aufgestellt, es sei »der Groll Goethes und Schillers« gewesen, »der Böttigers Bosheiten gegen diese verursachte«, und nicht – wie immer angenommen – »die Bosheiten« Böttigers, »die den Groll« der Dioskuren »hervorriefen«.¹⁹ Diese Umkehrung der gängigen Sichtweise sollte der Versuch einer Ehrenrettung sein – Maurachs These ist aber ebenso vereinfachend und einseitig wie die bis dahin gängige pauschale Verurteilung Böttigers.

Ein Problem bei der Abwägung von pro und contra ist immer, dass in den uns hinsichtlich Böttigers vornehmlich interessierenden Jahren 1795 bis 1804 viele Diskurse simultan verliefen, dass zu viele Fehden von verschiedenen, wenngleich sich überschneidenden Kreisen auf verschiedenen Foren und Ebenen zugleich ausgetragen wurden. Wer was wann genau geschrieben hat, das kann man mit großem Aufwand noch in eine chronologisch geordnete Abfolge bringen, die erahnen lässt, wer agiert und wer reagiert hat. Zu bedenken ist aber, dass sich die Wege von Goethe und Schiller nebst Getreuen mit denen von Böttiger und seinen Freunden fast täglich in Weimar kreuzten, und dass viele Aussprüche, Vorwürfe, Seitenhiebe oder Invektiven, die unter vier Augen oder in halböffentlichen Gesellschaften artikuliert wurden, dann nicht schriftlich fixiert worden sind oder nur von einer Seite, was unser heutiges Bild notwendigerweise schief macht.

19 Bernd Maurach: Zeitgenosse Goethe. K.A. Böttigers verschmähte kritische Notizen über Goethe. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1978, S. 225–255, hier S. 229.

Vor allem muss man die Animositäten zwischen Goethe und Schiller einerseits und Böttiger andererseits im Kontext der Zeit sehen. Böttigers Jahre in Weimar fielen zusammen mit einer Entwicklung von der »Gelehrtenrepublik« zur »Guerre ouverte«, wie Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner diesen bellum omnium contra omnes in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband über die erbittert geführten literarischen Auseinandersetzungen in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert genannt haben.²⁰ Böttiger spielte in diesen Debatten und Kontroversen keine kleine Rolle, und nicht immer eine rühmliche. Er war ein Kind der Aufklärung, das sich nicht nur als Schulmann dem Grundsatz des »delectare et prodesse« verpflichtet fühlte. Für eine Weimarer Klassik, wie sie sich in den Werken von Wieland und Herder manifestierte, konnte sich Böttiger wortreich begeistern, aber Goethe und Schiller verweigerte er von dem Zeitpunkt an seinen Beifall, als beide in den »Xenien« viele Autoren, mit denen Böttiger befreundet war oder deren Werke er schätzte, vorsätzlich brüskierten und zugleich sich zunehmend ihrer Autonomie-Ästhetik verschrieben, die Böttiger genauso fern und fremd war wie die immer stärker aufkommende, zu Böttigers großem Missfallen anfänglich ausgerechnet im benachbarten Jena beheimatete (Früh-)Romantik. Dafür fehlte Böttiger jegliches Verständnis; diese Ideen, Theorien und Texte begriff er teils als gezielten Affront der Altvorderen, teils als traurige Manifestationen überspannter, arroganter oder gar verwirrter Geister.

Was ebenfalls oft übergangen wird, ist, dass Böttiger nicht nur namhafte Feinde in Weimar hatte, sondern auch namhafte Freunde. Einer von Böttigers Förderern war Johann Joachim Christoph Bode, der freilich schon zwei Jahre nach Böttigers Übersiedlung an die Ilm starb. Gern gesehen war Böttiger im Zirkel der Herzogin Anna Amalia, deren Hofdame Louise von Göchhausen – die bei Schiller in einem fast eben so schlechten Ruf stand wie Böttiger – zu seinen engsten Vertrauten zählte und deren Mitteilungen Böttiger so manches Detail aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben Weimars verdankte. Auch Friedrich Hildebrand von Einsiedel und (später) Carl Ludwig Fernow zählten zu den Freunden und Gewährsleuten Böttigers. Mit Johann Daniel Falk pflegte Böttiger fast familiären Umgang, mit Johann Heinrich Meyer unterhielt Böttiger ein ungestörtes Verhältnis, und mit Carl Ludwig von Knebel korrespondierte Böttiger lange Zeit rege und erstaunlich freimütig. Für Friedrich Justin Bertuch war Böttiger als Herausgeber von »London und Paris« und dem »Journal des Luxus und der Moden« sowie wegen seiner so vielfältigen Kontakte in alle Welt eine unverzichtbare Figur.

²⁰ Hans-Dietrich Dahnke und Bernd Leistner: Von der »Gelehrtenrepublik« zur »Guerre ouverte«. Aspekte eines Dissoziationsprozesses. In: Debatten und Kontroversen [wie Anm. 6], Bd. 1, S. 13–38.

Zu Johann Gottfried Herder, der als Superintendent Böttigers Vorgesetzter war, hatte er ein anfänglich sehr gutes, dann lange Zeit passables Verhältnis, das sich erst um die Jahrhundertwende deutlich abkühlte, was nicht zuletzt an Caroline Herder lag, die Böttiger erst mit Misstrauen, dann zunehmend mit Abneigung begegnete – ein Prozess der schrittweisen Entfremdung, dessen Verlauf und Gründe der Herder-Kenner Günter Arnold detaillierter darlegen könnte als mir dies im Rahmen dieses Überblicks möglich ist.

Die väterlich verehrte Bezugsperson schlechthin für Böttiger aber war Christoph Martin Wieland, dem er ein allzeit dienstfertiger, aufrichtig ergebener und weitgehend getreuer ›Eckermann‹ gewesen ist. Die Bedeutung Böttigers für Wieland, im praktischen Leben wie für das schriftstellerische Schaffen, ist kaum zu überschätzen; insbesondere in den Jahren, in denen Wieland auf seinem Landgut Oßmannstedt residierte und zeitweise nur noch sporadisch in die Stadt und an den Hof kam, war Böttiger sein unentbehrlicher Verbindungsmann zur Welt, der literarischen wie der wirklichen. Wenn die Herausgeber und Bandbearbeiter der jüngst in Angriff genommenen historisch-kritischen Ausgabe von Wielands Werken in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft in den 1790er Jahren ankommen, wird es, nach den Selbstzeugnissen, wohl keine Quelle geben, die so viele Informationen zu Entstehungs-, Druck- und Rezeptionsgeschichte von Wielands Spätwerk birgt wie Böttigers Nachlass.

Wieland wusste die mannigfaltigen Dienste seines unermüdlichen Mittelemannes zu schätzen und zu würdigen: Böttigers Platz in seinem Herzen sei der »eines jüngern Bruders«²¹, schrieb er 1798. Gewiss, es gab Momente, in denen Wieland sich genötigt sah, Böttiger in die Zügel zu greifen und zur Raison zu rufen, insbesondere wenn dieser einmal wieder versuchte, den altehrwürdigen »Neuen Teutschen Merkur« als Forum für literarische Auseinandersetzungen zu nutzen, was Wieland immer zu unterbinden suchte, und zwar selbst dann, wenn er mit Böttiger grosso modo einer Meinung war, dies aber nur privat, nicht öffentlich kundtun wollte, denn Wieland war viel daran gelegen, eine altväterliche Position wenn nicht über, so doch abseits der streitenden Parteien zu behaupten. Dass die Frühromantiker ihn und seine Werke im »Athenäum« und andernorts in einer Form und einem Ton angingen, die ungehörig waren, hat auch Wieland getroffen und geärgert – aber deswegen publizistische Fehden zu führen, wie Böttiger sie immer wieder anzuzetteln versuchte, das lag Wieland fern.

Auch außerhalb Weimars gab es vielerorts Leute in der deutschen Gelehrtenrepublik, die mit Böttiger über lange Jahre vertrauten Umgang

21 Karl Wilhelm Böttiger [wie Anm. 10], S. 31.

pfl egten, ihn schätzten und ihm durchaus auch vertrauten. So zählte etwa Johann Gottfried Seume zu Böttigers Freunden, ein Mann mit gusseisernen Prinzipien und hohen Anforderungen an persönliche Integrität, die dazu führten, dass Seume auch zu alten Freunden und Bekannten auf Distanz ging, wenn er glaubte, dass diese unredlich gegen ihn oder andere gehandelt hatten. Mit Böttiger aber, diesem angeblich so niederträchtig-doppelzüngigen Mann, stand Seume zeitlebens im freundschaftlichsten Einvernehmen.

Unterschlagen werden zudem fast immer die wirklich außerordentliche Hilfsbereitschaft und Dienstfertigkeit Böttigers, sowohl gegenüber Freunden den wie auch gegenüber Unbekannten, die ihn unvermutet besuchten oder sich brieflich hilf esuchend an ihn wandten. Böttiger hat selten jemandem eine Bitte abgeschlagen, er war immer zu Auskünften und Vermittlungen bereit, verlieh bereitwillig Bücher²², verschaffte erbetene Informationen, vermittelte Kontakte, trat gern als Fürsprecher auf, schrieb einführende Billets oder empfehlende Briefe – da konnte kommen wer wollte. Vor allem den Ausländern, die sich vorübergehend oder dauerhaft an der Ilm niederließen, darunter Edouard Mounier und Auguste Duvau, James MacDonald und Charles Gore, war Böttiger ein treuer Freund.

Wenn man nun versucht, über Böttiger in seinen Weimarer Jahren ein halbwegs unparteiisches zeitgenössisches Urteil zu erhalten, das weder durch Sympathie geschönt noch durch Antipathie verzerrt ist, kann man zu den im Jahr 1800 erschienenen »Briefen eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar« greifen, in denen es über Böttiger heißt:

»Was seine Gelehrsamkeit – besonders Philologie betrifft – so habe ich nicht leicht einen Mann gesehn, der sie in einem so hohen Grade besitzt. Ein wahrer Polyhistor, der jeden Schlupfwinkel im alten Rom und Griechenland, jede zerbrochene Vase im neuen kennt. Ja ich glaube, daß er unter den jetzlebenden Philologen Deutschlands der vielwissendste ist. Er besitzt zugleich scharfsinnige Kritik und viel Liebe für die Künste. Ob er aber auch der geistigste Philolog Deutschlands sey, und ob er bey seinen Kenntnissen der Kunst und des Schönen auch einen richtigen Geschmack besitze, das ist eine andere Frage.«²³

Das ist eine Einschätzung Böttigers, die wohl gemerkt nicht von einem seiner Freunde stammt, sondern von »einem ehrlichen Mann«, über dessen

22 »Hunderte von Büchern waren oft zugleich verborgt«, schreiben Böttigers Söhne Carl Wilhelm und Gustav im Vorwort zur »Bibliotheca Böttigeriana«. Dresden 1836, S. III.

23 [Johann Traugott Leberecht Danz:] Briefe eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar. Unveränderte Neuausgabe nach dem Erstdruck von 1800. Hrsg. von Winfried Arenhövel. Weimar 1975, S. 93f.

Identität sehr lange Ungewissheit herrschte, und den Renate Grumach erst 1982 hat namhaft machen können,²⁴ und zwar aufgrund eines Briefes von – eben Böttiger, der anscheinend als einziger Zeitgenosse den Namen des Verfassers erfahren und dann auch notiert hat, nämlich Johann Traugott Leberecht Danz, ein Freund Herders und Professor der Theologie in Jena.

In jeder anderen Stadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, selbst in Städten wie Leipzig, Berlin oder Wien, hätte Böttiger eine hervorragende Rolle als großer Gelehrter und einflussreicher Publizist spielen können, in Weimar jedoch war er eine Figur von zweitrangiger Bedeutung, weil er auf einem Feld, das von Goethe und Schiller, Herder und Wieland dominiert wurde, nur wenig zu bestellen hatte, und weil die Texte, die er schrieb, Sekundärliteratur waren, nicht Primärliteratur. Die persönlichen Konflikte vor Ort resultierten zu einem Teil daraus, dass Böttiger nur solchen Schriftstellern zu Diensten sein und sich unterordnen wollte, die er auch als Menschen verehrte und die ihn ihrerseits gelten und gewähren ließen, nicht aber Personen, die er nur als Dichter, nicht aber als Menschen respektierte, weil er sich mehr ausgenutzt als geschätzt fühlte.

3. Vorgestrigte Kriterien und vormoderne Methoden

Böttiger war gelehrt und belesen genug, um sich in allen Fächern und Subdisziplinen der Geisteswissenschaften zu Hause zu fühlen. Mit den bedeutendsten Philologen der Zeit, Friedrich August Wolf und Christian Gottlob Heyne, konnte er auf Augenhöhe korrespondieren und diskutieren. Wenn er weder als Philologe noch als Altertumskundler bahnbrechende oder grundlegende Werke geschaffen hat, dann weniger, weil er dazu prinzipiell nicht befähigt gewesen wäre, sondern weil er sich vornehmlich als Vermittler und Popularisator begriff. Er war ein vormoderner Literatur- und Wissenschaftsjournalist, der sich stets auf dem Laufenden hielt, sämtliche Neuerscheinungen der verschiedensten Felder entweder als Rezensionsexemplar zu erlangen verstand oder auf eigene Kosten anschaffte, und dabei hatte er nicht nur den deutschen Buchmarkt vollständig im Blick, sondern er verfolgte auch sehr genau, was in England, Frankreich oder Italien publiziert wurde. So wie er als Lehrer Wissen in vereinfachter Form an seine Schüler vermittelte, so vermittelte er als Publizist wissenschaftliche Erkenntnisse in populärer Form an seine Leser, immer bemüht, für einen realen Fond eine allgemein verständliche Sprache zu finden, Nachrichten einzukleiden in Kontexte, die zum Lesen reizten, trockenen Stoff mit interessanten, gern auch pikanten Details zu würzen.

²⁴ Renate Grumach: Fahndung nach einem ehrlichen Mann. In: Sammeln und Sichten. Festschrift für Oscar Fambach zum 80. Geburtstag. Hrsg. von Joachim Krause, Norbert Oellers und Karl Konrad Polheim. Bonn 1982 (= Mitteilungen zur Theatergeschichte der Goethezeit 4), S. 227–233.

Wenn man sich nun fragt, warum Böttiger über mehr als vier Jahrzehnte hinweg der vielleicht einflussreichste Journalist und Publizist in der res publica literaria gewesen ist, dann kann man neben seiner Gelehr- und Belesenheit, neben seinem Fleiß und seinen vielfältigen Verbindungen vor allem zwei Dinge ins Feld führen, die Böttiger bei seiner journalistisch-publizistischen Tätigkeit wichtig waren und die wesentlich seinen Ruf und Rang als Publizist begründeten, nämlich Aktualität und Exklusivität – zwei Faktoren, die bis in unsere Gegenwart hinein die Schlüsselkriterien schlechthin im Journalismus sind, auch und gerade im Zeitalter des Internets.

Böttiger hatte als einer der ersten Schriftsteller im ausgehenden 18. Jahrhundert begriffen, dass der Wert von Texten, die man in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte, nicht länger nur von Gehalt, Gründlichkeit und Umsicht bestimmt wurde, sondern in einem immer stärkeren Maße auch von Aktualität und Exklusivität. Der Periodika nämlich gab es viele, die Zahl der Journale stieg von Jahr zu Jahr rasant, aber wer Erfolg haben, sich auf dem Markt etablieren und behaupten wollte, der musste schnell sein, möglichst der erste, der sich zu Wort meldete, der eine Neuigkeit verbreitete.

Wenn in Weimar, Berlin oder Wien ein wichtiges Stück eines namhaften Dramatikers (ur-)aufgeführt wurde, dann musste man baldmöglichst darüber berichten, nicht erst, wie es usus war, ein oder zwei Monate später, sondern im Idealfall schon am übernächsten Tag. Wenn in Intelligenzblättern oder im Leipziger Messkatalog das Erscheinen mutmaßlich wichtiger Bücher angekündigt wurde, dann wartete Böttiger meist nicht, bis die Messe begann und er dort den Verleger in persona darum bitten konnte, ihm demnächst ein Rezensionsexemplar zu übersenden, sondern er bemühte sich schon im Vorfeld der Veröffentlichung um solche Werke: In diesen Fällen hat Böttiger entweder den Autor selbst oder aber den Verleger – je nachdem, zu wem er bessere Beziehungen hatte – um Übersendung von Aushängbogen gebeten, die eigentlich als Korrekturfahnen gedacht waren, ihn aber in die Lage versetzten, ein Buch zu lesen, das noch gar nicht auf dem Markt war, und dann bei Erscheinen des Werks sofort seine Rezension veröffentlichen zu können, womit er zugleich den Ton vorgeben konnte.

Ein damals noch fast einzigartiges Vorgehen, das zeigt, wie modern Böttiger in solchen Dingen dachte und vorging, denn dieses Verfahren, dass (namhafte) Rezensenten vorab Exemplare von Neuerscheinungen erhalten, hat sich dann in der Folge mehr und mehr verbreitet und ist gegenwärtig gängiger denn je, nur dass heute gebundene, gegebenenfalls mit Sperrfrist versehene Leseexemplare vorab (an Buchhändler und Journalisten) versandt werden, nicht länger nur Rohbogen wie damals.

Geködert hat Böttiger Autoren wie Verleger vielfach damit, dass er nur zu gerne im Vorfeld von Veröffentlichungen einzelne Erzählungen, Gedichte,

Briefe oder Passagen aus diesen neuen Werken als Vorabdrucke in die von ihm betreuten Periodika einrückte, was für alle Seiten von Vorteil war: für Autoren und Verleger war es kostenlose Werbung, für Böttiger als Herausgeber, Redakteur oder Mitarbeiter war es ein weiteres Stück Exklusivität, auch Manifestation seiner Umsicht, Verbindungen und Bedeutung. Derlei Vorabdrucke sind bis heute ein gängiges Instrument des Marketings, um Aufsehen im Vorfeld einer Publikation zu erregen und die Nachfrage vor Erscheinen künstlich zu stimulieren.

Im Unterschied zu fast allen anderen Rezensenten seiner Zeit wusste Böttiger nicht nur, in welchem Verlag welche Novitäten erschienen und deswegen baldmöglichst zu besprechen waren, sondern er wusste in vielen Fällen auch, welche Bücher in welchen Verlagen in naher oder mittelbarer Zukunft erscheinen würden, ja mehr noch: Dank seiner enorm weit reichenden Verbindungen zu Schriftstellern und Gelehrten im In- und Ausland wusste er sogar oft, welche Autoren gerade an welchen Manuskripten arbeiteten oder auch nur den Vorsatz hatten, demnächst ein Werk in Angriff zu nehmen, d. h. er wusste mitunter vor den (späteren) Verlegern, was diese voraussichtlich bei künftigen Messen zu Markte würden tragen können.

Böttiger war ein bedeutender Kontaktliterat, der in beide Richtungen gleichmäßig arbeitete, d. h. er war sowohl Autoren, und hier vor allem jungen oder randständigen Schriftstellern und Gelehrten ohne gute Verbindungen in der Verlagswelt, zu Diensten in ihrem Bemühen, einen anständigen Verlag für ihre Manuskripte zu finden, wie auch umgekehrt Verlegern, die Umschau hielten nach interessanten Werken. Böttiger kannte beide sehr gut, die Kreise der Autoren und Gelehrten wie die Kreise der Buchhändler, er war der (über-)eifrige Mittelsmann zwischen beiden Zirkeln – und von dieser Position verstand er zu profitieren wie kein anderer.

Abgesehen von den Buchrezensionen, machte es sich Böttiger in seinem steten Bemühen um Aktualität und Exklusivität von Nachrichten zum Geschäft, Informationen zu erlangen, Neuigkeiten zu erhaschen, umlaufenden Gerüchten nachzugehen. Ob in Gesellschaften in Weimar, ob in den arkanen Zirkeln von Freimaurerlogen, ob in den Kreisen der rund 50 Akademien, Gesellschaften und Vereine, deren Mitglied er war, ob auf den zwei jährlichen Buchmessen in Leipzig, ob auf kleineren Reisen durch das deutsche Reich oder eben vermittels seiner ausufernden Korrespondenz – Böttiger hörte sich um, zog Erkundigungen ein, bat um Nachrichten, kommissionierte Berichte. Er allein war eine vormoderne Nachrichtenagentur. In manchen gesellschaftlichen Kreisen bewegte sich Böttiger weniger aus persönlichen als vielmehr aus professionellen Gründen, weil er darauf bedacht war, in Kontakt und vor allem ins Gespräch zu kommen mit Personen, die ihm – wissentlich oder unwissentlich – Informationen geben

konnten, nicht nur über Literatur und Kultur, auch zur Zeit- und Kriegsgeschichte, zu wirtschaftlichen Entwicklungen und zu technischen Neuerungen. Wenn Böttiger im Sommer, wie er das fast jedes Jahr tat, in den böhmischen Bädern kurze, zumeist in Karlsbad, war sein Wissensdurst meist größer als sein Durst auf Mineralwasser; mit manchem Militär oder Diplomaten pflegte Böttiger dort vor allem deshalb Umgang, weil er auf diesem Wege Dinge erfuhr, die noch nicht allgemein bekannt waren, und die er dann, oft noch während seiner Brunnenkur, aktuell und exklusiv verbreiten konnte.

Das, was Böttiger seinerzeit von vielen Zeitgenossen vorgehalten und nachgetragen wurde, und was ihm noch gegenwärtig zum Nachteil ange-rechnet wird, war – wenn man etwas vereinfachend, aber doch zutreffend formulieren will – folgendes: Böttiger sammelte Nachrichten in der Sphäre, die sich im ausgehenden 18. Jahrhundert formierte und in der Gelehrte und Schriftsteller die bedeutendste Rolle spielten, nämlich die sich rasch ausweitende (bürgerliche) Halböffentlichkeit – und machte dann viele der derart halböffentlich gesammelten Nachrichten ganz öffentlich. Das war ein gravierender Verstoß sowohl gegen die noch immer gültigen, aber schon bald überkommenen Gesetze der alten deutschen Gelehrtenrepublik wie auch gegen die Gepflogenheiten des gesellschaftlichen Lebens und die guten Sitten.

In seinen literarisch-ästhetischen Kriterien war der Literaturkritiker und Publizist Böttiger ein Mann des 18. Jahrhunderts, der schon bald hinter seiner Zeit zurück war, in seinen Methoden und seiner Professionalität aber war der Journalist Böttiger ein Mann des 19. Jahrhunderts, der seiner Zeit voraus war. Dieses Miteinander von vorgestrigen Kriterien und vor-modernen Methoden erklärt, warum fast alle Verleger, Buchhändler, Herausgeber und Redakteure sehr großen Wert auf Böttigers Arbeiten legten, viele avancierte und vor allem junge Schriftsteller der Zeit seinen Urteilen aber nur sehr geringen Wert beimaßen. Dieser Widerspruch erklärt auch, warum man über Böttiger unterschiedlicher Meinung sein kann und warum es schwierig ist, zu einer die Balance wahrenenden Beurteilung dieses Mannes zu kommen.

4. Sedimente des literarischen Lebens: Böttigers Briefe

»In meinen Briefen liegt mein Leben«²⁵, hat der alte Böttiger 1831 in einem Begleitbrief zu seiner freimaurerischen Autobiographie geschrie-

25 Böttiger an Friedrich Ludwig Breuer, 4. November 1831. In: Archiv des Grootosten der Nederlanden, Cultureel Maçonniek Centrum »Prins Frederik«: Klossiana, Cirkelkorrespondenz 1842, Nr. 120, S. 76. – Ich danke Frieder Sondermann (Sendai) für die Mitteilung von Brief und Autobiographie.

ben. Das kann man noch heute unterschreiben, man muss den Satz nur beträchtlich erweitern: In Böttigers Briefen, den von ihm geschriebenen wie den von ihm empfangenen, liegt nicht nur sein Leben, sondern dort sind große Teile des literarischen und kulturellen Lebens in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert sedimentiert.

Der papierne Nachlass Böttigers wird seit 1854 in Dresden in der heutigen Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek verwahrt, darunter sind mehr als 20000 Briefe an seine Adresse. Ein deutlich kleinerer Teil von Böttigers hinterlassenen Papieren, zumeist Schreiben aus späteren Jahren, gelangte nach dem Tode seines Sohnes und Biographen Carl Wilhelm 1863 in das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg; selbst dieser separierte Teilnachlass umfasst mehr als 2000 Briefe. Wie viele Schreiben von Böttiger an seine Korrespondenzpartner die Zeitläufte überdauert haben, ist unbekannt, doch dürften überschlägig 10000 Autographen eine realistische Schätzung sein. Allein Böttigers Briefwechsel mit den bedeutendsten Verlegern seiner Zeit, mit Cotta und Göschen, Bertuch und Brockhaus, mit Sander, Vieweg und Nicolai, allein diese sieben Korrespondenzstränge umfassen rund 2000 Autographen.

Böttigers Polygraphie war selbst seinen Freunden nicht geheuer: »Sie sind mir ein unerklärbares Wunder!«, schrieb der Franzose Auguste Duvau im Spätsommer 1803 an Böttiger:

»Sie beschäftigen sich beynahe mit Allem, was nur einen Namen hat, vom *Koliseo* an bis zur *Stecknadel* herunter, und finden noch Zeit so viele Briefe zu schreiben. Denn fast zugleich Zeit haben *Schnorr*, *Seume*, *Göschen*, *Weisse* u ich einen erhalten, u zwar keine *einzeiligen*. Und das nach allen Weltgegenden hin. Nun ich begreife es nicht, und beneide Sie darum.«²⁶

Böttiger schrieb Posttag für Posttag so viele Briefe, dass das Porto »wenigstens 1/12 seines ganzen Gehaltes« verzehrte, wie Carl Wilhelm Böttiger in der Biographie seines Vaters anmerkt²⁷, d. h. mindestens 100 Reichstaler pro Jahr, und das in einer Zeit, als ein normaler Brief über eine Distanz von 100 bis 200 Kilometern ein Porto von ein bis zwei Groschen kostete, und Briefe über größere Distanzen (oder gar ins Ausland) auch nicht sehr viel teurer waren, weil sie wegen der deutschen Kleinstaaterei nur ein Stück weit frei gemacht werden konnten. (Nur Briefe, denen Manuskripte beigegeben und die deshalb schwer waren, kosteten deutlich mehr

26 Karl August Böttiger: Briefwechsel mit Auguste Duvau. Mit einem Anhang der Briefe Auguste Duvaus an Karl Ludwig von Knebel. Hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke. Berlin 2004, S. 82.

27 Karl Wilhelm Böttiger [wie Anm. 10], S. 107.

Porto.) Garlieb Merkel schätzte, dass Böttiger »jährlich sechshundert Briefe nicht nur erhielt, sondern auch beantwortete«²⁸, und das über fast ein Halbjahrhundert hinweg.

Böttiger investierte so viel Zeit und so viel Geld in seinen weit reichenden, intensiv und mit viel Bedacht gepflegten Briefwechsel, weil er fast alle seine Korrespondenten nicht nur als Briefpartner betrachtete, sondern sie meist auch als Korrespondenten im journalistischen Sinne begriff. Böttiger hatte allein im Ausland mehr Korrespondenten als ein Nachrichtenmagazin wie »Der Spiegel« heute Auslandskorrespondenten hat, denn sein Briefwechsel umfasste »im eigentlichsten Sinne alle Länder Europa's«.²⁹



Federkiel mit Etui von Carl August Böttiger
Klassik Stiftung Weimar, Museen

Aus tausenden von Briefen, die er aus allen Himmelsrichtungen erhielt, hat Böttiger Passagen öffentlich gemacht; manchmal war es nur eine Information, die er sich aneignete und in einen Artikel aus seiner eigenen Feder einflocht, oft publizierte er jedoch ganze Absätze oder gar weite Teile der an ihn gerichteten Schreiben, die er dann kurzerhand als Korrespondentenberichte etikettierte oder unter einer Überschrift wie »Aus

²⁸ Garlieb Helwig Merkel [wie Anm. 9], S. 49.

²⁹ Ebd.

Briefen« zu einem Sammelsurium von Neuigkeiten aus verschiedenen Teilen Deutschlands und Europas verkettete. Je mehr Periodika Böttiger herausgab und je mehr Beiträge er zu anderen Blättern lieferte, desto mehr Nachrichten und Neuigkeiten benötigte er für seine Artikel, desto größer war die Versuchung, Teile der an ihn gerichteten Briefe als Nachrichtenquelle und Materialfundus zu nutzen und passagenweise öffentlich zu machen.

Das war all denjenigen seiner Briefpartner, die Böttiger und seine Usancen nicht kannten, selten recht, wurde – wie man nur zu gut verstehen kann – als Vertrauensbruch bewertet und sorgte immer wieder für milde Irritationen oder heftige Reaktionen. Dass privat mitgeteilte Erlebnisse und Meinungen unversehens veröffentlicht wurden, wenn auch meist in leicht redigierter Form und ohne Nennung des Urhebers, hat Böttiger so manche Beschwerde und nicht wenige Zerwürfnisse eingetragen.

Diejenigen unter Böttigers Briefpartnern jedoch, denen diese seine Gewohnheit bekannt war, schrieben oft Briefe, die vorsätzlich so strukturiert und eingerichtet waren, dass man diese Autographen durch einfaches Wegstreichen von Gruß- und Schlussformeln nebst Postscripta gleich in die Druckerei geben konnte. Wenn diese Briefpartner etwas zu schreiben hatten, was nicht veröffentlicht werden sollte, dann merkten sie dieses *expressis verbis* an, markierten solche Passagen vorsichtshalber oder legten ein separates Blatt bei, auf dem es Raum für rein persönliche Dinge gab. Mancher Brief an Böttiger war weniger ein Schreiben an diesen als vielmehr ein Korrespondentenbericht für ein von Böttiger betreutes Periodikum, was dieser dann auch in aller Regel den Schreibern entsprechend honorierte (oder auf andere Art vergalt).

Um eine Vorstellung davon zu vermitteln, was für Nachrichten Böttiger seinerseits aus dem kleinen Weimar in alle Himmelsrichtungen und in die große Welt sandte, wie er seine Briefpartner mit einer eigentümlichen Mischung aus Fakten und Gerede versorgte, in der sich meist Gunst und Missgunst, Vorfreude und Schadenfreude gleichmäßig mischten, will ich als Beispiel eine längere Passage aus einem Brief Böttigers vom 14. Oktober 1799 zitieren:

»Wieland, der die seltene Freude hatte die 71jährige La Roche, seine älteste Geliebte, aus Offenbach einige Monate bei sich zu sehn, arbeitet an Aristippschen Briefen, die wahrscheinlich schon zur Ostermesse 1800 als 33 und 34 Band seiner sämtlichen Werke erscheinen. Sie werden uns ganz nach Griechenland in jenes Zeitalter Platons und Dions zaubern. Er fingiert eine Correspondenz des berühmten Aristipp mit seinen Zeitgenossen, auch Lais paradiert darunter. Goethe arbeitet zunächst nur für seine Propyläen denkt aber auch daran die Ilias fortzusingen. Herder dürfte [viel]-

leicht seinen Kampf mit Kant fortsetzen, wobei Persepolis und Persische Dichterblumen nicht gedeihen. Gewiß ist es, daß sein neues Journal *Aurora* mit dem neuen Jahrhundert anfangen soll. Schiller und Kotzebue werden beide diesen Winter hier wohnen. Schillers Maria Stuart reift zu ihrer Vollendung. Er widmet sich nun ganz dem höheren Drama. Kotzebue genießt hier die größte Auszeichnung und weiß sie durch sein kluges Benehmen zu verdienen. Durch seine eben fertig gewordene Apologie: *Über meinen Aufenthalte in Wien* wird allen Verleumdern nachträglich das Maul gestopft. [...] Den neuesten Scandal in unserer Literatur haben die Gebrüder Schlegel durch das letzte Stück des Athenäums gegeben, worin sie selbst Veteranen, wie Wieland und Kästner mit Kot beworfen haben[.] Fr. Schlegel, der jüngere dieser beiden dioscore hat einen Roman voll Geniesprünge und Bordelszenen, *Lucinde* in Berlin herausgegeben, woran sein Kebsweib, eine Dame Veith, des großen Mendelssohns entartete Tochter, mitgeholfen hat. Nun hat Kotzebue eine Farce *die Hyperboreischen Esel* gedichtet, und diese den Gebrüdern Schlegeln dedicirt, worin all ihre Tollheiten und Impertinenzen nach Gebühr ausgestellt werden. Diese ist vor einigen Tagen in Leipzig mit ungemeinen Beifall öffentlich aufgeführt worden und so wäre die alte Aristophanische Comödie wieder erweckt. Der dritte Mann zu diesen Herrn heißt Tieck, ein Berliner Genie, der den Don Quixote aufs neue schülerhaft übersetzt aber von seinem treuen Gehilfen F. Schlegel in Jena eine gewaltig lobpreisende Recension in der All. Lit. Z. sich erworben hat. Die drei Herrn leben jetzt in Jena zusammen und treiben auch als Hauptrecensenten in der A. L. Z. viel gefräßigen Unfug. Das haben wir am Ende alles dem Beispiel zweier berühmter Männer zu danken, auf deren Flügel auch diese Zaunkönige zur Sonne steigen wollen – *Die zwei Schwestern von Lesbos*, das schöne, in einem altgriechischen Geiste empfangene und gedichtete Epos unserer Amalie v. Imhoff ist nun schon abgedruckt und wird in einigen Tagen in dem Schillerschen Almanach auf 1800 ausgegeben werden.«³⁰

Ein hochaktueller Bericht, der in einigen Punkten informativ und objektiv, in anderen Punkten jedoch subjektiv verzerrt ist, teils durch Wunschdenken (Kotzebue), teils durch Gehässigkeit (Schlegel und Veit). Viele briefliche Berichte Böttigers sind ganz ähnlich beschaffen wie diese Probe: Einige Informationen liest (und exzerpiert) man immer mit aufmerksamem Interesse, über manch spöttische Bemerkung muss oder kann man schmunzeln, über etliche Seitenhiebe jedoch, insbesondere all diejenigen, die nicht Werken gelten, sondern den dahinter stehenden Personen, wird man benedklich die Stirne runzeln oder verärgert den Kopf schütteln.

30 Gerit Koitz-Arko: Zur Geistesgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts. Die Briefe Karl August Böttigers an Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall in Text und Kommentar. Diss. (masch.) Graz 1985, S. 66f.

Eine Besonderheit des zitierten Briefes, die herausgestrichen zu werden verdient, ist der Adressat. Wem schrieb Böttiger diese Nachrichten aus Weimar und dem literarischen Deutschland? Einem 25jährigen österreichischen Hilfsdolmetscher namens Joseph Hammer, der später unter dem Namen Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall als Begründer der deutschen Orientalistik in die Geistesgeschichte eingehen sollte. Und wo lebte Hammer zu der Zeit? In Konstantinopel, in Pera, um genau zu sein. Das heißt: Dank dieses Briefes von Böttiger an Hammer wusste man im Herbst 1799 am Bosphorus nicht nur, welche bemerkenswerten literarischen Werke in jüngster Zeit in Deutschland erschienen waren und welche Theaterstücke gerade für Furore sorgten auf deutschen Bühnen, sondern man wusste ›weit hinten in der Türkei‹ auch schon, welche Bücher im Druck waren oder in Kürze erscheinen würden, ja was für Novitäten man für die Ostermesse des nächsten Jahres erwarten durfte, sogar was für Pläne verschiedene Schriftsteller für die Zukunft hatten, was für Manuskripte auf den verschiedenen Schreibtischen in Weimar lagen. Das ist doch bemerkenswert. Umfassender und vorausschauender dürfte der Kulturattaché der österreichischen Botschaft in Ankara auch heute, im Zeitalter des Internets und der E-Post, über die neueste und zukünftige Literatur in Deutschland nicht informiert sein.

Wenn man Böttigers viele Briefwechsel umfassender liest, stößt man auf eine Konstante in seiner Korrespondenz, die man als ein fast schon kaufmännisches Kalkül bezeichnen muss, nämlich einen steten, einander bedingenden Wechsel von Geben und Nehmen, und zwar von Informationen wie von (kleinen und großen) Gefälligkeiten. Böttiger fütterte seine Briefpartner gezielt mit Informationen aus Weimar und dem Rest der deutschen Gelehrtenrepublik, erwartete und erbat sich dafür aber auch gezielt Auskünfte. Mit der Mitteilung von vertraulichen Informationen versuchte er, seine Briefpartner ihrerseits wenn nicht zu Indiskretionen, so doch zu vertrauensseligen Plaudereien zu verleiten.

Liest man seine annähernd zeitgleich geschriebenen Briefe an unterschiedliche Adressaten parallel und vergleichend, stellt man zudem fest, dass Böttiger sehr geschickt darin war, den Korrespondenzpartnern nach dem Munde zu reden, denn oft beurteilte er ein und denselben Sachverhalt ganz unterschiedlich. Er bedachte sehr genau, wie der Empfänger eines Briefes zu bestimmten Personen, Werken, politischen Entwicklungen und zeitgeschichtlichen Vorgängen stand. Gegenüber zeitweiligen Mitstreitern wie Kotzebue oder Merkel konnte er, gerade wenn es um Weimar und Goethe ging, offen schreiben und seinem Missfallen ungehindert Ausdruck geben – schrieb er aber an Meyer oder Cotta, die Goethe nahe standen, wusste er sich meist zu bezähmen, beließ es bei einem spöttischen Halbsatz oder biss sich vorsorglich gleich auf die Zunge.

5. Plädoyer für eine Differenzierung zwischen Person und Papieren

Teile von Böttigers so vielfältiger und weit gespannter Korrespondenz sind im Laufe der Jahrzehnte veröffentlicht worden, in grauer Vorzeit Briefe, die er mit Leuten wie Ludwig Ferdinand Huber, Johannes von Müller, Johann Kaspar Manso, Friedrich Ludwig Schröder, Georg Joachim Göschen, Friedrich Münter, Johanna Schopenhauer, Karl Morgenstern, Johann Gottfried Gruber und anderen gewechselt hat, jedoch meist nur einseitig, in Auswahl oder gar nur in Auszügen, gekürzt und manchmal geklittert, nie wortgetreu und allumfassend. Vor rund zwei Jahrzehnten hat ein Auslandsgermanist, Bernd Maurach im fernen Ottawa, Böttigers Briefwechsel mit August von Kotzebue (1987), Garlieb Merkel (1987), Johann Daniel Sander (1990–1993) und Friedrich Nicolai (1996) herausgegeben, freilich auf eine so hemdsärmelige Art und Weise, dass diese Editionen in Text und Kommentar die philologischen Mindeststandards verschiedentlich leicht unterschreiten. Böttigers wenige Briefe an Schiller sind in der Nationalausgabe, seine vielen Briefe an Herder und Wieland in den beiden großen, historisch-kritischen Briefausgaben abgedruckt, die Schreiben an Goethe schließlich in der Regestausage. Eine editorisch sehr solide Einzelausgabe haben zuletzt Klaus Gerlach und René Sternke im Jahre 2004 vorgelegt, als sie Böttigers Briefwechsel mit Auguste Duvau herausbrachten.

Alle Einzelausgaben von Briefen oder Briefwechseln Böttigers haben, selbst wenn sie editorisch mangelhaft sind, ihre Verdienste, weil sie durchgängig reiches Material und Hintergrundinformationen zum literarischen Leben und zum Buchmarkt um 1800 verfügbar machen, aber all diese Ausgaben sind notwendigerweise Stückwerk, weil sie auf Initiativen und Engagement einzelner Philologen beruhen, denen es auf mittlere und lange Sicht an Geld, Zeit und institutionellem Rückhalt fehlt, um Böttigers Briefnachlass systematischer, umfassender und zügiger erschließen zu können. Zu viel bleibt dem Zufall überlassen, zu viel bleibt unberücksichtigt oder kann nicht in Angriff genommen werden. Die Zahl der Literaturwissenschaftler, die sich mit Böttigers Nachlass einlässlich beschäftigen und Briefe edieren, ist weitaus geringer als die Zahl der Korrespondenzen, die es verdienen, publiziert zu werden. Es gibt ein eklatantes Missverhältnis zwischen dem bescheidenen Aufwand, der derzeit individuell und unsystematisch getrieben wird, und dem reichen Ertrag, der bei einer institutionell verankerten und systematischen Erschließung zu erwarten wäre. Besonders lohnend wären meines Erachtens Editionen all derjenigen Korrespondenzen, die beidseitig (nahezu) vollständig überliefert sind, dazu gehören unter anderem Böttigers Briefwechsel mit Cotta, Göschen, Brockhaus, (Friedrich Justin und Carl) Bertuch, Vieweg, Heyne, Johannes von Müller, Hammer-Purgstall, Falk und Knebel.

Dass Zeitgenossen sich mit der Person Carl August Böttigers nicht näher befassen wollten, dafür kann man fallweise Gründe geltend machen. Wenn aber nachgeborene Wissenschaftler sich mit den Aufzeichnungen und Briefen Carl August Böttigers nicht näher befassen wollen, kann man dafür keine Gründe geltend machen. Manches Ereignis, manchen Vorgang in Weimar und in der deutschen Gelehrtenrepublik um 1800 wird man nur dann vollumfänglich verstehen und halbwegs akkurat darstellen und beurteilen können, wenn man der oft positiven Voreingenommenheit von Goethe-Getreuen die oft negative Voreingenommenheit des Goethe ungetreuen Böttiger entgegensetzt, denn selbst wenn die Wahrheit nicht immer genau in der Mitte liegen sollte, so sind Böttigers subjektive Darstellungen doch stets ein aufschlussreiches Korrektiv zu gängigen, aber deswegen nicht notwendigerweise objektiven Meinungen. Böttigers Einschätzungen der literarischen Zustände und Zeitgenossen mögen in vielen Fällen einseitig sein, ein Geschmäcke oder einen falschen Zungenschlag haben, in manchen Fällen missgünstig und in einigen wenigen Fällen sogar boshaft sein – aber wahrheitswidrig sind seine seinerzeit gedruckten Wortmeldungen wie seine unveröffentlichten Aufzeichnungen und Briefe nach meiner Kenntnis und Einschätzung nie. Falsch Zeugnis wider seine Zeitgenossen hat Böttiger nicht abgelegt.

Böttigers Nachlass in Dresden ist der umfang- und gehaltreichste zusammenhängende Bestand handschriftlicher Materialien zur Weimarer Klassik und der so genannten Goethezeit, der außerhalb Weimars (und Thüringens) liegt. Dieser Fundus birgt eine bislang nur in seinen ungefähren Umrissen und einigen Teilen, aber noch lange nicht in seinem genauen Gehalt zu ermessende Fülle von Material.

Gerade in einer Zeit wie der unseren, in der Forscher in den Tiefen von Archiven die Teile der (Geistes-, Kultur- und Zeit-) Geschichte von Weimar zu ergründen suchen, die seinerzeit geheim gehalten und späterhin ignoriert wurden, in der Biographen sich über die Quantitäten von Wein Gedanken machen, die Goethe in Rechnung gestellt wurden, oder Schlüsse gezogen werden daraus, dass am Frauenplan ein neues Bett angeschafft werden musste, und nicht zuletzt in einer Zeit, in der mit geradezu böttigerischem Behagen von oft unberufener Seite Spekulationen und Gerüchte in die Welt gesetzt werden, für die man keine Belege hat – gerade in einer solch indiskreten Zeit sind die Aufzeichnungen und Briefe von Böttiger ein noch lange nicht ausgeschöpftes Reservoir von Hintergrundinformationen. Man darf versichert sein, dass Böttiger während seiner Jahre in Weimar von allem und jedem, was er gesehen und gehört oder aber zugetragen bekommen hat, Notiz genommen hat. Man muss dieses papierne Pompeji nur zu erschließen verstehen, das heißt vor allem systematisch, gründlich und allumfassend vorgehen – und alle Texte dann na-

türlich auch quellenkritisch zu gewichten wissen. Manch einen Bericht, manchen Brief, manche Notiz von Böttiger wird man cum grano salis lesen müssen, aber ein wenig Würze könnten viele literaturwissenschaftliche Wortmeldungen ganz gut vertragen.

Am 8. Juni 2010 hat Carl August Böttiger seinen 250. Geburtstag gehabt. Das ist kein Feiertag gewesen, weder in Weimar noch in Dresden, noch nicht einmal in Reichenbach. Über den Sinn oder Unsinn von Gedenktagen mag man geteilter Meinung sein, aber dass Böttigers 250. Geburtstag wenn schon kein Feiertag, dann doch zumindest der Auftakt zu einer langen Reihe von langen Werktagen hätte sein sollen, darüber sollte Einvernehmen möglich sein. Der Ertrag einer systematischen und ausdauernden Erschließung von Böttigers papiernem Nachlass wäre all der Ehren wert, die man seiner Person nicht angedeihen lassen will.

V Erwerbungen des Goethe- und Schiller-Archivs 2010

Zusammengestellt von Silke Henke

Elisabeth Förster-Nietzsche:
Briefe an Friedrich und Käthe Stier.

Johann Wolfgang von Goethe:
Brief an Albert Wilhelm Berczy, Brief an Antonia Brentano, Brief an Friedrich Hildebrand von Einsiedel, Brief an Angelica Facius, 5 Briefe an Johannes Daniel Falk, Brief an Auguste Jacobi, Brief an Franz Kirms, 2 Briefe an Christian Gottlob Voigt, Brief an Christian August Vulpius (z. T. Dauerleihgaben der Freundesgesellschaft; vgl. Abschnitt III in diesem Heft).

Goethe-Familie:
Sammlung. Briefe von Walther von Goethe; lithographierte Stadtansichten und Porträts; Weimarerische Zeitung von 1885 (gebunden).

Ludwig von Hofmann:
Teilnachlass. Gedichte; Briefe an Edwin Redslob u. a.; Briefwechsel mit Otto Illies und Charlotte Schmitt; Fotografien; Zeitungsausschnitte; Erinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen von Otto Illies.

Fritz Hünich:
Nachtrag zum Nachlass. Briefe an Verschiedene; Fotografien; Notizen.

Fritz Klein:
Teilnachlass (Depositum). Prosa »Das Weltgesetz und seine Funktionselemente«, »Orientalische Miniaturen« u. a.; Briefe von Fritz Henning.

Franz Liszt:
2 Aquarelle mit Liszt-Karikaturen von Johann Peter Lyser; Brief von Marie d'Agoult an unbekanntem Empfänger; Brief von Therese von Bacheracht an Marie d'Agoult (vgl. den Beitrag von Evelyn Liepsch in diesem Heft).

Börries von Münchhausen:
Nachlass (Abschluss des Restitutionsverfahrens, 101 Archivkästen). Werke; umfangreiche Briefwechsel; Geschäftlich-berufliche Unterlagen; Sammlungsstücke und Familienpapiere.

Ernst Ludwig Schellenberg:
Gedichte »An Ludwig Richter«, »Die Birke«, »Herbstmittag«, »Kirchentreppe«, »Madonna von Riemenschneider«, »Schubert«, »Städtchen im Frühling«, »Worte des Alters« u. a.

Einzelautographen (Auswahl):

Stammbuch von Ludwig Oberreit mit Einträgen von Christian Fürchtegott Gellert, Johann Jakob Bodmer, Johann Jacob Breitingen, Christoph Martin Wieland u.a.;

Stammbuch der Familie Oberreit »Der Erinnerung geweiht«;

Bürgerbrief für Friederike Caroline von Beust;

2 Notizbücher von Margarete Olbricht;

Fotografie des GSA von 1896;

Gedicht von Ernst von Wildenbruch »Weihnacht«.

Briefe

von Karl Batsch, Ludwig Bechstein, Franz Freiherr von Dingelstedt, Heinrich Karl Abraham Eichstädt, Friedrich Hebbel, Johann Gottfried und Caroline Herder, Christoph Wilhelm Hufeland, Börries von Münchhausen, Joseph Victor von Scheffel, Pauline von Schelling, Wilhelmine Schwenke, Moritz von Schwind, Bernhard Suphan, Christian August Vulpius, Johann Ernst Wagner, Christoph Martin Wieland.